



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Angegeben am 6. Juni.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis 30. Sept. 1886.

Abonnement-Preis
bei allen Buchhandlungen & 1. — pro Quartal
bei unmittelbaren Bestellungen & 20 pro Quartal
Preis bei einzelnen Nummern 10 Pf.

Die Heze von Weimar.

Historischer Roman von Julius Groffe.

(Fortsetzung.)



Abraham Kämmerer schritt in der That, begleitet von den beiden Studenten, durch die aufgeregte Volksmenge und machte sich mit Mühe Bahn. In der Vorhalle des Rathhauses kam ihm der Stadtschreiber entgegen.

„Wohin aus, Herr Kämmerer? Sie werden nicht mehr vorgelassen, heut auf keinen Fall. Gnaden Herr Stadtrichter haben nur ein ganz kleines Verhör anberaumer, und wenn er Ihre wertheste Frau dabehält, geschieht es ihr nur zum Schutz und Providenz. Sie hören ja, wie besessen das Volk tobt, und somit würd es nur vom größeren Uebel sein, wollte er sie jetzt frei demittiren.“

Kurz; Abraham Kämmerer mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen.

So war es denn also geschehen: die beiden Dienstboten Susse und Jacob hatte man längst entlassen; Frau Kämmerer aber war in Haft behalten worden.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Und wie der lehtverflossene Tag geendet, in Aufregung und Bestürzung, so begannen nun ebenso die neuen Tage in unerschöpflichem Wirrsal.

Eine hochangesehene treffliche Bürgerfrau war von Amtswegen in Haft genommen worden und blieb es von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Warum? Etwas weil die Mißgunst der Gewaltthaber den Anlaß willkommen hieß, altem Groll Genüge zu thun? oder weil es die behörte Volksstimme verlangte? oder weil hundert an sich bedeutungslose und zufällige Umstände einen ebenso gründlichen als unsinnigen Verdacht erweckt und die Stimmung des Volks aufgesehelt, oder weil das sonstige Auftreten der Betroffenen wirklich begründetes Verger-

nüß gegeben? Etwas von dem Allen und doch nichts in zureichendem Maße.

Und nun begann ein weisäufiges Schauspiel, nach unserem Geschmack vielmehr eine Possé, wobei Aberglauben und Thorheit, Neid und Arglist die Rolle der Clowns spielten, während der gesunde Menschenverstand eine Zeit lang sich zurückzöhielt und dem Treiben freien Lauf ließ, gleichwie in den Tagen des Carnevals. In der That war es eine Art improvisirter Folsching, eine geistige Epidemie, wie auch in anderen Städten und zu anderen Zeiten bis zur Gegenwart herab solche Epochen wiederbelehrt sind, sobald ein ungeheuerliches Vorkommniß die Gemüther in Verwirrung setze. Wir erinnern beispielsweise an den Zusammensturz der Dohauer Bank, an die Manie des Tischrüdents und der Popsabschneider, an Sensationsproceße gegen Hochstapler, Duellanten und Verräther, von bekannten Attentaten, Verschwürungen und schweren Verbrechen ganz abgesehen.

Zur Ehre Weimars sei es gesagt, daß die finsternen Zeiten des Fanatismus und Aberglaubens längst überwunden waren. Gleichwohl bewirkte das Vorgefallene eine Bewegung im Volk, wie in Kriegzeiten oder allgemeinen Heimsuchungen von Brand und Ueberschwemmung.

Dichte Gruppen des Volks standen auf dem Markt, in den Straßen, auf den Brücken und an den Stadthoren. Ueberall wurde Partei ergriffen für oder wider die neue Heze, namentlich „bevorab und sonderlich“ wegen jener eigenmächtigen Trennung.

Auf der einen Seite lachte man über die feste Entschlossenheit der Bürgerfrau, auf der anderen verdamnte man sie als Gottesleugnerin, und der Schwall von sinnlosen Gerüchten und Anklagen überstürzte sich wie trübe Regenfluth.

Auf der einen Seite spottete man über das Geschwätz der Fraubosen, wochte man auf die Rechte eines freien Bürgers, dem man nicht ohne Weiteres in das Haus brechen könne. Andererseits wurde des Hezensegens auf dem Schützenfest gedacht, denn ein dreimalig Treffen könne nicht mit rechten Dingen zugehen; vollends wurde der Vorfall beim Königschmaus zu einer frevelhaften Demonstration gegen die Kirche aufgekauft.

als wenn damit alle sittliche Ordnung und der Bestand der Staatsordnung auf den Kopf gestellt worden sei.

Dieser Kampf nahm mit jedem Tage einen hitzigeren Charakter an, in den Häusern der Bürger nicht minder wie in denen der Gelehrten und des Adels, noch mehr in den Diskursen der Beamten bei Hof und Stadt.

„Sagen Sie was Sie wollen,“ rief der Hofrath und Vicekanzler Happe, als er an einem der nächsten Tage in die Amtsstube des Stadtrichters Leberer auf dem Rathhause trat, „diese ganze Sache ist ein Scandalosum, davon wir nur Sedition und Aufruhr haben werden. Nicht genug, daß die Herren von der Stadt zusamment der Rentkammer böses Blut säen mit dieser heillosen Consumtions-Accise, nun rüdet auch Ihr herauf mit einem Hexenproceß in unserer Zeit, in unserem segneten Land, das immer ein Hort der Erleuchtung und Freiheit gewesen ist. Das ist eine ignominia für Volk und Land, vor Allen aber für Sie selbst, Herr Stadtrichter, zumal Sie damit Ihre Competenz überschreiten auch sonst — bilden Sie sich doch nicht ein, daß man bei Hof die Sache leicht nehmen werde. Seine hochfürstliche Gnade sind noch immer malab und können sich des Regiments nicht annehmen, aber die Indignation ist allgemein, beim Graf Wänther von Schwarsenfels wie beim Minister von Krauß. Sehen Sie sich vor, dieser Proceß kann Ihnen, wenn auch nicht Kopf und Kragen, doch sicherlich Amt und Ehre kosten!“

Der Stadtrichter Leberer, dessen habichtsgleiche Physiognomie dem tapfersten Oberrichter eines spanischen Autobasé keine Schande gemacht haben würde, richtete sein Falkenauge fest und durchbohrend auf den Warner. Dann blätterte er in einem dickleibigen in Schwelnsleder gebundenen Buche, das den weitläufigen Titel trug:

„MALLEVS MALEFICARVM MALEFICAS ET EARVM haeresim frameae conteners EX VARIIS AVCTORIBVS COMPLATVS et in quatuor Tomos juste distributus.“

Dabei sagte er: „Sie, mein geheimbder Herr Hofrath werden mich nicht lehren wollen, was meine Pflicht sei. Was Competenz anlangt, scheint Ihnen unbekannt zu sein, daß der Stadtrath schon seit dem Jahr des Heils 1431 laut landesherrlicher Huld eigener Jurisdiction sich erfreut, will sagen des Rechts, alle Delicta und Crimina zu strafen, ausgeschlossen was Hals, Hand oder ächte Wunden belangt. Ich in meinem fünfundsiebzigsten Jahr bin nun beinaß vierzig Jahr im Amt und fürchte nicht, daß man die Unabhängigkeit des Richterstands anzutasten sich unterfange.“

„Das wird auch nicht geschehen,“ erwiderte der geheime Rath Happe, „aber Sie, mein Vetter, sind nicht der ganze Richterstand und wird man die Persona und Officium wohl zu unterscheiden wissen. Wie sagt römische Weisheit: *Facile est ferre leges, tueri difficile. Qui sanciant leges, mille reperies, qui observent ne unum.*“ Zwar — setzte er beschwichtigend hinzu — „mit genugsamer Freude las ich da den Spruch über Curer Thür und möchte nur wünschen, daß Sie denselben in Wahrheit üben.“

Ueber der Thür aber stand:

„Magna pars justitiae est patientia judicis.“

„Weiß wohl,“ sagte Leberer, „doch auch der Brunnen der Gerechtigkeit kann ausgeschöpft werden, und leider scheint es denen Hochmüthigen auch nicht an Sprüchlein zu fehlen, als zum Beispiel: *Les Grands écrivent sur le sable les services de leurs serviteurs.* Mag's sein. Was aber diesen Rechtsbandel angeht, sind erleuchtete Köpfe schon beim Buch Hiob stuhig geworden über die Zulassung Gottes in so dämonischen Versuchungen, wie viel mehr in unserm Leben, und dies wird unsere Richtschnur sein. Hier lesen Sie.“

„Lassen Sie sehen!“ rief Happe und schlug den Titel des Buchs auf:

„Ah, wirklich, also der Hexenhammer von Sprenger, dies verruchte Buch voll Unsinn und Tollheit, das man an den

Wälgeln nageln sollte. Sie werden doch nicht des Teufels sein, wirklich einen Hexenproceß zu instruiren. Ein erstes Wort, Herr Stadtrichter — bei Ihrer Mannesehre — glauben Sie wirklich noch an Hexen?“

Nach einer Pause der Verlegenheit antwortete der Jurist mit aller Würde und Bestimmtheit:

„Meine innerste Meinung zu sagen, bin ich Euch nicht obligirt, Herr Geheimer Rath. Ich könnt mich berufen auf den Leviticus der Bibel, da es heißt Capitel zehn: *Vir sive mulier, in quibus Pythonicus vel divinationis fuerit spiritus, morte moriatur.*“ Aber ich will Euch dieselbe Antwort geben, wie mir der Herr Archidiaconus Kellner, als ich ihn um Rath fragte. Sehet, sprach er, der Glaube an directe Zauberei und Einwirkung des Teufels mag veraltet sein, obwohl die heilige Schrift zahlreiche Stellen hat, aber die Macht des bösen Willens, die Macht des bösen Denkens, die ist ein Geheimniß geblieben bishero trotz aller Weisheit der Philosophen.“

„Aber deshalb doch kein Proceß?“

„Das kommt noch darauf an. Die Form des Verhörs ist noch die alte geblieben, wie auch die Bestimmung der Strafen, gestalten die alten Gesetze noch nicht aufgehoben worden, so wenig wie die Carolina, die Halsgerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften. Mag auch die Oberganz seitdem etwas lazer geworden sein, die Formen thun immer noch ihren Dienst; so wir etwas herausbekommen wollen, erhalten wir's auch.“

„Herr Stadtrichter, ich verstehe Sie nicht.“

„Hm,“ machte der letztere und seine Grimasse verzog sich zum Lächeln. „Herr geheimer Hofrath sind doch auch ein großer Jäger vor dem Herrn. Da kennt man solche Künste nicht minder.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Hm, haben Sie niemals eine Gule an der Stange befestigt, auf daß sie anderes Raubzeug, als da sind Geier, Krähen und Falken, in aller Ruh und Gemächlichkeit schießen können?“

„Wie paßt das hierher?“

„Ganz genau. Sehen Sie, Herr geheimbder Rath, diese Frau Kämmerer ist meine Gule, die ich auf der Stange hinausstecke. Was dann geflogen kommt, wird vielleicht meine Beute, verstehen Sie jetzt?“

„Doch noch nicht ganz.“

„Ein schlechter Jurist, der nicht diplomatische verfährt. Auch diese Sach hat ein Zonuzantliß, wie das Meiste in foro. Nach außen oftmals nugae et allotria, ein Schönbartspiel mit Belästigung und Entlastung, darüber mögen Sie Ihre Kurzweil haben, darauf geb ich nichts — nach innen aber vielleicht ein ernstes und fährliches Spiel um Leib und Leben. Hochwürdige Geistlichkeit wird auch ein Wörtlein Hexeinzureden haben.“

„Also wirklich eine förmliche Inquisition, wie in Spanien!“ rief der Hofrath entrüstet. „Und deshalb also haben wir den dreißigjährigen Krieg geführt!“

„Der krieg gegen Unglauben, Atheismus und Schwarmgeisterei wird noch länger dauern, mein Herr geheimbder Rath, so lang immer ein neues Vergeriß kommen wird.“

Mit so leeren Worten aber ließ sich der wackere Hofrath nicht abfinden. „Aber was in aller Welt wirft man der braven Frau vor? Daß sie der Günstlichkeit vorgegriffen und sothane Hochzeit und Copulation gleichsam improvisirt, dafür mag sie eine Rüge erhalten.“

„Auch dafür etwan, was sie selbst bezeugschaften können, Herr geheimbder Rath, daß jenes Weib schon im Schießgraben höchst suspiciose atheistische Reden vollführt in Gegenwart von Kindern und allerlei Volk? Es waren viel offene Ohren vorhanden, Herr Hofrath werden sich erinnern und nicht verhanden wollen, daß man Sie selbst als unverwerflichen Zeugen citire.“

„Damit verschonen Sie mich, Vortrefflichster!“ rief der Hofrath. „Ich habe nichts dergleichen gehöret, bitte mir auch ernstlich und dringlich aus, mich nicht in solcherlei Sünden und Grommanken zu verwickeln. Und wenn auch Verartiges constatirt würde, so wäre es immer nur Sache einer Kirchenbuße. Aber Gefangenschaft — das ist unerhörte Violenz, und ich wiederhole meine Forderung: lassen Sie die Frau auf der Stelle frei und zwar auf meine Verantwortung!“

„Ungeachtet der lauten vox populi? Ich sage Ihnen, Herr geheimbder Rath — man würde sie steinigen wie die Jesabel. Schon zu ihrer Sicherheit müssen wir ihr Herberg geben und salva Guardia, mag sonst das Possenspiel verlaufen wie es wolle.“

„Nun, wenn Sie es selber ein Possenspiel nennen, so will ich hier bleiben als Zuschauer und Zeuge!“

Schon vorher waren draußen in der „Trompeter-Stube“ viel heftige Stimmen laut geworden. Es handelte sich offenbar um einen Wortwechsel mit den Wache haltenden Stadtknechten.

Zeit öffnete sich die breite Thür und mehrere Männer traten herein, zum Theil noch im Handgemenge mit den „Schergen“. Auch einige Weißleute folgten.

„Was giebt es da?“ herrschte der Herr Stadtrichter. „Kann man keine Stunde Frieden haben, selbst nicht in foro. Ah, sieh da, Herr Kämmerer in eigener Person — wie erwartet.“ und zum Hofrath Happe geneigt flüsterte er: „Was sagte ich, Hochhehrsamster — Sie sehen, die Gule thut ihr Schuldigkeit.“

Dann wieder zum Meister gewendet fuhr er fort: „Freut mich ausnehmend, vielwerther Herr Nachbar, Sie endlich selbst zu salutiren; bedauere ingleich, daß wir uns dergestalt wieder sehen müssen.“

„Euer Bedauern wollet sparen zu besserer Gelegenheit!“ rief der erhitze Bürger, dessen braunes Antlitz im Zorn glühte, während er sich auf seinen gewichtigen Nothrod stützte. „Ich kenne jetzt den Wolf im Lammsfell, weiß auch, was der Studenten-spruch besagen will:

In Institutis matiores estis brutis,
In Codicis didicistis modice,
In Novellis similes asellia,
In Digestis nihil potestis,
Et tamen Doctor estis.

Das will zu Deutsch sagen:

In Institutionen ist man stumm,
Im Codex mäßig dumm,
In Novellen faule Geessen,
In Digesten nicht vom besten,
Und dennoch ist man Doctor genannt.
Ist's nun Ehr, oder ist es Schand.“

„Herr!“ brauste der Stadtrichter auf. „Bedenket wo Ihr seid und zu wem Ihr redet!“

„Das weiß ich, Herr Vederer,“ antwortete Kämmerer darich. „Ihr seid Einer von den Klugen, die sich mit dem Nebel balgen und das Eisen schwimmen lehren. Ich aber weiß auch, wer ich bin — ein freier Bürger, der seine Abgaben zahlt. Seit dreißig Jahren bin ich hier, nähre mich redlich durch mein Handwerk und Gott hat seinen Segen gegeben und ein braves Weib dazu. Wir haben Haus, Hof und Gut, auch sonstgen genug, um manchen Hochmügenden auszukaufen. Und wenn ein armer Mann an unsere Thür gepödt hat, ist er auch nicht lebzig davongegangen. Fraget nach bei den Bürgern und Nachbarn, ob wir nicht Frieden gehalten mit Allen.“

„Mag so sein,“ erwiderte der Stadtrichter, „daß man den Schein nach außen gewähret hat, aber drinnen im Haus soll's anders beschaffen gewesen sein.“

„Was gehet Euch mein Hauswesen an?“ fuhr der Bürger auf. „Rehre Jeglicher vor seiner Thür. Und wenn's auch

Unfried gab ab und zu — so hat Niemand in mein Recht zu reben. Wenn ich ein Störrenfried bin und Kappellkopf, komm ich allein dafür auf, aber mein Weib lasset aus dem Spiel; sie hat immer Ordnung gehalten und Alles zum Besten gelehrt — nicht wahr, Kramer? Ist's nicht so, Liebe? Ihr könnt's bezeugen, und ich will's beschwören vor weltlichem und geistlichem Gericht. Wenn Ihr aber die Hand aufhebt gegen mein Weib mit Gewalt und Arglist, so gebt's gegen mich und mein Bürgerrecht — und das lassen wir uns nicht gefallen, Herr Stadtrichter!“

„Mein, das lassen wir uns nicht gefallen!“ riefen die beiden jungen Bürger.“

„Müßigt Euren Ton, Meister Kämmerer,“ rief der Stadtrichter. „Es hilft Euch nichts, hier zu vohren, zu prangen und aufzubäumen. Wisset ja nicht einmal, was deponirt ist gegen Znculpatin.“

„Was kann's sein! Nichtsnutzige Grommanken, Brunnenklatzch, Zungendrescherei und haudhohe Lügen. Meine Frau ist das beste Weib von der Welt.“

„Schon gut, Andere wollen Anderes wissen. Aus leerer Luft webet sich eine schwere Ankloge nicht von selbst zusammen.“

„So stellet uns diese Ankläger Stirn vor Stirn, daß wir ihnen antworten können. Aber vorher wollet auch diese Leute hören, die Jahre lang in unserem Hause waren. Es werden noch mehr kommen, die den Mund aufmachen, wenn es um Leib und Leben geht.“

Der geheime Rath Happe war aufgestanden und näherte sich dem Bürger, dem er die Hand entgegenstreckte.

„Brav von Euch, Meister Kämmerer, daß Ihr gleich Entlastungszeugen bringet. Zeiget sich doch die Güte und Probität aller Menschennatur am meisten in bösen Tagen. Drum lasset Euch diese Prüfung nicht ansechten.“

Stadtrichter Vederer warf dem hohen Beamten einen finstern Blick zu, aber er wagte nichts zu äußern. Ein anderer Blick slog zu dem amwesenden Stadtschreiber Caspar Conchylius, der sich beistellte, ein Protokoll zu eröffnen. Dann wandte er sich zu Kämmerer.

„Also lasset hören. Wen habet Ihr uns gebracht?“

Ein altes weißhaariges gebücktes Weibchen war vorgetreten. Sie zitterte sichtlich, aber der Blick ihrer hellgrauen Augen war frei und offen.

„Wer seid Ihr? Wie heißet Ihr?“ fragte der Stadtrichter.

„Salome Kriegerin,“ sagte das Weibchen, „und das ist die Barbara Kleinpaul,“ indem sie auf eine zweite noch kümmerlichere Person deutete. „Ich bin zehn Jahr und die Bärbel acht Jahr bei der Frau Kämmerer gewesen.“

„Schon gut,“ unterbrach sie der Stadtrichter. „Wartet bis ich Euch nach der Anderen frage. Will Euch übrigens nicht erst in Schwur und Pflicht nehmen. Es ist nur eine Voruntersuchung. Also sagt Euch kurz und antwortet ohne Abschweifung. Wie alt seid Ihr?“

„Auf den Sanct Vertrudentag siebenzig Jahr, Herr Richter. Da lüget man nimmermehr.“

„Wo seid Ihr geboren?“

„In Raßenberg, Euer Gnaden, wo es die guten Brunnen hat, die sind erst nachher aufkommen.“

„Lasset die Beisäße. Was habt Ihr über Frau Kämmerer zu sagen?“

„Mein Gott, was soll man da sagen, Herr Richter. Sie ist wohl gestreng und schaut auf das Ihrige, aber gegen Andere ist sie die gute Stunde. Wie viel hundertmal hat sie mich fortgeschickt mit Krankensuppen in's Spital oder mit Pflastern und Lappen, wenn es arme Landfahrer gab, auch

mit Wundsalben, wenn ein Zimmermann sich in den Fuß gehauen oder ein Mensch überfahren worden. Die Frau von Langbein wird ja selbst davon wissen."

"Wieso, meine Schwester?"

"Du, hat doch Frau Kämmerer ihr mal die Nase besprochen im Gesicht und ein andermal die Wargen vertreiben bloß durch Handwischen im Mondlicht aus einer leeren Silberschüssel."

"Davon weiß ich nichts und will nichts wissen!" rief der Stadtrichter.

"O nein, Herr Richter, es giebt noch viele andere vornehme Herren und Damen. Der Eine hat Waffensalbe begehrt, der Andere für fallende Sucht, für Kropf oder Hüftweh und Fieber und Frau Kämmerer hat Allen geholfen, oft aus weiter Ferne, das mögen die Herren Doctoren mit leiden und nennen sie deshalb eine Heze."

"Glaub ich wohl," sagte Lederer kopfnickend. "Also Curpulscherei. Numero eins. Dies wäre schon etwas. Schreibet auf, Herr Conchylius — Curpulscherei. Aber davon wird man noch nicht reich. Warum seid Ihr denn fortgeschickt worden, will sagen entlassen?"

"Fortgeschickt bin ich nicht, aber meiner Schwester Mann hat Hilß gebraucht, weil er sich einen Schaden gethan beim Vorknaufhaben. Den hat Frau Kämmerer auch curirt, mich

aber hat sie eingekauft in's Spittel am RegeltThor. Da bin ich noch und bete für sie."

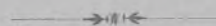
"Es ist gut," sagte der Stadtrichter. "Wie heißet die andere Person?"

"Barbara Kleinpaul, Euer Gnaden," erwiderte die Kümmerliche.

"Schon recht. Schlagen Sie nach, Herr Stadtschreiber, der Name muß in den Acten sein, — wo von dem dreibeinigen Hasen die Rede ist. Was wißet Ihr davon?"

"O dieser maledeite Hundsjung!" rief die alte Bärbel, "man sollt's nicht meinen, was die boshafte Menge anstiftet. Und wenn Sie mich in's Eisen legten, schwören will ich vor Gottes Thron: der Schlingel ist ein Erzlägner. Ja, mit dem dreibeinigen Hasen — das war nun so. Die Kämmerer'schen haben dazumal Raninchen gehabt von einer fremdländischen Art, die sind größer als die unsren, sind auch gut zu speisen und haben feinere Haar. Da die Hauben hier ist von solchem Zell. Zuerst waren's zwölf solche Lappen oder Lappengle, wie sie heißen, liebe närrische Thier, aber das fremd Futter hat ihnen nicht bekommen, sind bald umgestanden. Da haben wir die letzten laufen lassen im Weicht — nur den alten Bock haben wir behalten, weil er gar so fier war und patischlich. Das war der dreibeinige Haas, und so ist das dumme Gered in Schwang gekommen. Fragt nur die Frau Kämmerer."

(Fortsetzung folgt.)



Engel des Hauses.

(Mit Illustration.)

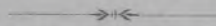
Die reinen Frauen stehn im Leben
Wie Rosen in dem dunklen Laub;
Auf ihren Wünschen, ihrem Streben
Liegt noch der feinste Blütenhaub.

In ihrer Welt ist keine Fehle,
Ist Alles ruhig, voll und weidig;
Der Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick in's Himmelreich.

Wohl sollst Du hören hohe Geister,
Verehren sollst Du Manneskraft;
Dich sollen lehren Deine Meister
Was Kunst vermag und Wissenschaft;

Doch was das Höchste bleibet hinieden,
Des ew'gen Himmels geahnte Spur,
Was Schönheit, Poesie und Frieden,
Das lehren Dich die Frauen nur.

Julius Gobenberg.



Du mußt mein guter Engel sein.

Mir ist's, als strömte milder Regen
Aus Deinen Augen mir entgegen;
Mein Denken und mein Thun wird rein:
Du mußt mein guter Engel sein.

Es stehn die wilden Sorgen alle,
Wenn ich in Deiner Nähe walle,
Und Ruhe kehrt beglückend ein:
Du mußt mein guter Engel sein.

Ich bin veröhnt mit dem Geschickte,
Sch ich in Deinem lieben Blickte
Des ew'gen Himmels Wiedersehle:
Du mußt mein guter Engel sein.

Selbst die mich hassen, kann ich lieben
Und segnen Die, die mich betrüben;
Und Alles kommt von Dir allein:
Du mußt mein guter Engel sein.

Karl Detlev.



In der Lesesche. Originalzeichnung von E. Enderer.

Meines Lebens Roman.

Roman von R. von Eschen.

(Fortsetzung.)



„Siehst Du nun, mein Schatz, daß ich Wort gehalten?“
 lachte Herr von Stendorf übermüthig. „Ich habe
 Dich wieder gefunden und —“

Diese Erinnerung warf einen Schatten auf die
 glänzende Persönlichkeit, von der allein ausgefüllt
 ich in diesem Moment alles Andere vergessen. Schnell
 wollte ich mich lösen von seinem Arm. Er hielt mich fest:
 „Nun nicht mehr!“ Es klang so siegesfrohd, daß es
 auch mein Herz hoch aufschlagen ließ über seine Freunde. „Sei
 nicht länger prüde, Eugenie, denn Du liebst mich!“

Und so von zweifacher Macht gehalten, blieb ich an der
 Stelle, welche eigentlich, trotz alledem und alledem, schon
 lange die Sehnsucht meiner Träume gewesen.

Und wunderbar, trotz alledem regte sich dennoch wieder
 der alte Zwiespalt in meiner Seele; es schien, diesem Mann
 gegenüber gab es keine Ruhe für mein Herz. Die kleine Zeller
 mit ihrem Kamband fiel mir ein, und wunderbarer noch, fast
 wie eine Hilfe in der Noth begrüßte ich diese Erinnerung jetzt.
 Und dennoch, zu glücklich in dem Bewußtsein meiner Macht
 über ihn, brachte ich es mehr zärtlich schmolend, als ernst
 verweifelnd herans:

„Herr von Stendorf, Sie lieben Viele; ich aber möchte
 allein geliebt sein.“

„Ist es das?“ jauchzte er übermüthig. „Eifersüchtig,
 ein gutes Omen für meine Leidenschaft!“ Er lachte, „Nein
 nein, Eugenie,“ — den Arm immer noch um mich geschlungen
 ließ er sich leicht auf ein Knie nieder: — „hier schwöre ich es:
 ich liebe Dich nur, Dich allein!“

Ich war überwunden. „Raout!“ flüsterte ich leise und reichte
 ihm jetzt meine Hände.

„Valentine, Eugenie!“ Er sprang auf, wieder umfingen
 mich seine Arme. „Und so lange Du in meinem Herzen lebst,
 soll Dir Niemand den Rang hier streitig machen!“

„So lange?“ Das Wort, vielleicht nur leicht, gedankenlos
 hingeworfen, berührte mich eigenthümlich, mich mehr sein:
 „Nun ja!“ mit dem Ton in seiner Stimme, der mich trotz ihres
 zauberischen Klanges so oft verlehnte.

Erschrocken blickte ich ihn an.

„Eugenie, ich bin reich, Du sollst haben was nur Deine
 Wünsche befriedigen kann: Toiletten, Funken.“

Und erschrockener noch blickte ich darein. „Halten Sie
 ein, Herr von Stendorf!“ unterbrach ich ihn schnell.

Jetzt merkte er, daß er einen faux pas gemacht, und biß
 sich in die Lippe; ich war auch gar so viel schwieriger zu
 behandeln als die anderen Frauen, die er bisher gekannt.
 Und doch kannte er mich auch. „Eugenie,“ — er änderte den
 Ton, — „ich liebe Dich bis zum Wahnsinn! Um Dich zu ge-
 winnen nahm ich diese Stelle an, meisterte meine Gefühle,
 wie noch nie, ward um Dich mit der platonischen Verehrung
 eines Schulknaben.“ Der Ton klang wieder häßlich, und wieder
 corrigirte er sich schnell. Hatte ich doch Macht über ihn ge-
 wonnen. „Eugenie, Du liebst mich, Du liebst Luxus und Pracht,
 ich will Dir Alles geben: Du mußt mich lieben; o laß uns
 glücklich sein!“

Und da war er wieder, der tiefe, weiche, volle Klang
 seiner Stimme, die, jetzt weiß ich es, das Incarnat von be-
 zückender und beglückender, Alles vergessender, Alles heiligtender
 Leidenschaft war. Und er sah mich an mit den schönen, tiefen
 dunklen Augen, leuchtend mit der gleichen Macht, und mein
 Herz verlangte nach Liebe und Glück.

Auch er hatte Gewalt über mich. Wieder faßte er meine
 Hände, ich konnte es nicht wehren, nahm er mich in seine
 Arme: ich war wie betäubt, doch nur einen Moment. Wiebt
 es Engel, wie sie die Kinder wahren, die schüßend ihre Flügel

um uns breiten, wenn wir in Gefahr sind? Nein, solche Kinder-
 engel giebt es nicht; aber was wir als unsere Lebensaufgabe
 erstreben, das Ideal, das wir uns geschaffen, wird zu dem
 Engel; die Kraft, die wir in seinem Dienst geübt, zu seinen
 Flügeln, die uns mächtig hinwegtragen über den Moment, in
 dem wir mit einer Ohnmacht den Tribut des sterblichen Menschen
 zahlen.

Nein, nicht dem schönen Traum meiner goldenen Mädchen-
 zeit von echter dauernder Liebe war in dieser Vereinigung Ge-
 füllung geboten, nur dem der überreizten Phantasie, der über-
 reizten Sehnsucht meiner unausgefüllten, unmüthigen, qualvollen
 Stunden — das sah ich klar wie durch eine Vision! Hatte
 ich mich darum frei gemacht von Allem was mich gebunden,
 meinen Weg genommen und gegangen unbekümmert um die
 Meinen, die Menge, einsam und allein; unentwegt durch Kampf
 und Mühe, Täuschung und Schmerz bis hierher: — sollte
 dies sein Ziel, sein Ende sein? Nein! Aber es war eine
 Gefahr, eine von denen, die meine Mutter gefürchtet für mein
 Herz in dem Beruf, inmitten des öffentlichen Lebens, jeder
 Verführung, jedem Angriff ausgefetzt ohne Schutz und Schirm,
 außer meinen eigenen. Doch der Speer, welcher die Wunde
 schlägt, heilt sie auch wieder, der alten Sage nach. Liebe Mutter,
 gern möchte ich glauben daß Deine Tränen mich gezeit; —
 doch es war anders! Die Kraft, der Wille, welche mich jenen
 Weg wäher gemacht, erwiesen sich auch mächtig genug, was
 mit ihm über mich gekommen zu überwinden. Ich fühlte Herrn
 von Stendorfs Lippen auf den meinen in einem langen Kuß! Es
 war mir als würde ich durchschnitten, als sei dieser Schnitt
 Tod und Leben, Dual und Bonne zugleich; ich bebte von Kopf
 bis zu Fuß, dann aber riß ich mich los. Ja, er hatte mich
 gefangen, mir Herz und Sinn gefesselt mit dem allmächtigen
 Zauber seiner Persönlichkeit und Leidenschaft, aber ich war
 nicht sein Eigen, weil wir nicht zu einander gehörten, weil noch
 etwas Anderes in meinem Geiste lebte, weil ich mit meinem
 inneren Selbst nicht für ihn geschaffen war. Ich sah ihn an,
 noch einmal und noch einmal, und sah jetzt nur sein anderes
 Gesicht: einen Zug um den Mund, wie ich nie ihn gesehen.

„Du bist mein, Eugenie!“ Wie zauberhaft immer es
 klang — ich hörte jetzt auch den Ton, der jenem Zauber
 verderblich.

„Nimmermehr, Herr von Stendorf!“ wies ich ihn zurück.
 Er verstand, daß etwas mehr aus meinen Worten sprach
 als Koterterie, welche die Prüde spielt um mehr noch zu
 fesseln, als Berechnung, die an sich hält, den Preis zu er-
 höhen. „Was soll das heißen?“ brauchte er auf; dann, als
 ich finster schwieg: „So hätten Sie mit mir gespielt?“

Ein feiner blauer Streifen legte sich über seine Stirn: der
 Gedanke, daß ein Weib mit ihm zu spielen gewagt, hatte sein
 Blut in Wallung versetzt.

„Nein, bei Gott nicht!“

Fühlte er den Ton von Wahrheit in meinen Worten?
 Seine Stirn glättete sich, eisenglatt. Nein, Herr von Stendorf
 glaubte an jenes andere Etwas nicht: ich war ihm doch nur
 die Sängerin, mit der er spielen durfte, eine Frau, wie alle die
 ihm begegnet zu bekommen, ein wenig schwieriger freilich —
 und eben um so kostbarer darum. Denn mit der eisenglatten
 Stirn konnte er fragen: „Und warum, Eugenie, dieses Nimmer-
 mehr?“

„Weil wir in unserem innersten Wesen nicht zusammen
 gehören,“ sagte ich kühl jetzt und fest. Das alte spöttische
 Lächeln flog um seine Lippen; wie oft hatte es mich umstrieft.
 Meine Kraft ihm gegenüber aber wuchs, je mehr ich den
 Zauber kennen lernte, der mich gefangen, je mehr er zerfließt
 wurde durch ihn selbst. Und nun, auch sein Lächeln er-

leichteste es mir in diesem Moment, daß ich es über die Lippen brachte:

„Bitte, verlassen Sie mich!“ Meine Hand wies auf die Thür.

Und wieder zog die blaue Linie über seine Stirn. „Das mir!“ rief er außer sich. Dann aber sah er mich an, die ich trotz meiner Kraft gebrochen auf den nächsten Stuhl gesunken, — und lächelte, lächelte über seinen Zorn, über mich, stolz und siegesgewiß: „Sie fürchten sich, denn Sie lieben mich doch!“

Er kannte mich nicht und kannte mich auch. Oder vielleicht doch nur die eine der „beiden Seelen“, die in jeder Menschenbrust zu Haus, sich je nach dem Menschen gewaltiger regen in Kampf und Leid, in Verlangen und Lust! „Das ist vorbei, Herr von Stendorf.“

Aber ob ich auch den Zauber erkannte, der mich umgort: es war doch schwer, ihm selbst zu widerstehen, wie er immer von Neuem um mich warb in den tiefen, dunklen Augen, dem Lächeln so siegesgewiß und verlegend, so bittend und versüßend, dem Klang der Stimme, so weich und so berückend. Wie ich mein Haupt auch hob bei jenem Wort, mein Ton war matt.

Er hörte das. „Ich glaube es nicht,“ war darum seine schnelle Antwort. „Was einmal im Frauenherzen Eingang gefunden, lebt darin fort, und, Eugenie, Ihr Herz ist mein.“

Es hatte ihm gehört, ja es gehörte ihm noch, doch mein Geist hatte zur rechten Zeit gegen den Herrn rebellirt, der auch ihn zu unterjochen drohte: er war dem armen thörichten Herzen zu Hilfe gekommen, es aus den Banden einer unwürdigen Neigung zu befreien. „Wenn dem so wäre, Herr von Stendorf,“ gab ich zurück, zu stolz und auch zu sicher, um zu lügen, „so würde ich dagegen kämpfen bis zu meinem letzten Athemzug!“

„Mit dem Herzen?“ fragte er leicht. Er glaubte gewonnen Spiel zu haben. „Arme Eugenie, gib Dich gefangen! Die Frauen leben ja nur durch dieses — Deine Waffe ist kampfunfähig geworden.“

„Sie irren, Herr von Stendorf, noch habe ich meine Kunst, meinen Veruf!“ fiel es von meinen Lippen. Instinctiv fast griff mein Geist nach dem, was sich allein jetzt vor seinem Blick, klar, unverrückbar fest über den Gefühlen, wie sie da in wirrem Chaos durch meine Seele zogen, erhob.

Das war zu viel für Herrn von Stendorf; er ließ die letzte Rücksicht fallen. „Der Veruf einer Sängerin!“ Er lachte laut, so spöttisch, daß es häßlich klang.

Und wieder hatte er selbst den Zauber geschädigt, der so allmächtig für mich gesöhnen. Sein Lachen gab mir all meine Kraft, all meine Unabhängigkeit ihm gegenüber wieder, auch meinen Enthusiasmus für den geschmähten Veruf. Hatte er doch in der ganzen Zeit, wo mich jener leuchtende Zauber umspinnen, nichts an Werth für mich eingebläht, im Gegentheil — er war ja mit in dies zauberwolle Leben verweben, wenn ich auch seiner nicht speciell gedachte. Wo Alles leuchtet, sieht man keine Sterne einzeln, für sich, am Himmel ihre Bahnen ziehen.

„Ihre Ansichten sind eigenthümlich, Herr von Stendorf,“ sagte ich jetzt eifrig. „Da Sie mir dieselben aufgedrungen, bitte ich, hören Sie auch die meinen: Mag sein, daß die ‚Sängerin‘ die Frau in manche Lage und Gefahr bringt, welche ihr außerdem erspart bleibt;“ — überwältigt von meinen Erlebnissen, hielt ich einen Moment inne, neigte ich mein Haupt, doch eben mit diesen durfte ich es wieder heben; froh und frei fortfahren, wie mir um's Herz, — aber die Sängerin kann das Weib auch kräftigen, dem Ideal treu zu bleiben in ihrem Leben. Mag sein, die Kunst erregt die Phantasie mit mannigfaltig lodenden Bildern, aber sie giebt ihr auch ein Feld, an Dem zu schaffen, was sich den engen Grenzen der Wirklichkeit entzieht; mag sein, sie erregt das Herz mit einem heißeren Verlangen nach Lust und nach Glück, aber sie füllt es auch aus mit ihrem göttlichen Inhalt, daß es nicht fehlzugreifen

braucht in der realen Betriedigung. Und endlich, Herr von Stendorf, wenn die einfache Frau ihr Schicksal von der Liebe empfängt, ist es der Künstlerin Veruf, das Schicksal der Liebe Sie gestalten. Und noch Eins, Herr von Stendorf, merken Sie sich auch das: Die Frau, auch die Sängerin, welche ihre Arbeit liebt, liebt zweifach, lebt zweifach: sie wird nicht an der einen Liebe des Herzens zu Grunde gehen, noch sterben, wenn eben nur diese eine vorüber ist.“

Er sah mich an, erstaunt, fassungslos, wie Jemand dem etwas gänzlich Neues, Unerwartetes begegnet: dann — ein grand seigneur darf sich eigentlich gar nicht aus der Fassung bringen lassen, — dann lächelte er; und ein neuer Zug trat hiermit in sein Gesicht: der Dämon der unter dem grand seigneur dem regime absolu von Laune und Willkür verborgen lag. „Jetzt weiß ich die Stelle, wo Sie sterblich sind, ich werde sie treffen. Mein müssen Sie werden, Eugenie, ich habe es mir geschworen! Adieu!“

Er ging; Gott sei Dank! Ich fühlte, daß meine Kraft zu Ende war, die Thränen kamen. Jetzt durften sie kommen, — er sah es nicht. Und ich weinte, weinte aus Empörung und Zorn über meine Stellung hier, die geradezu unerträglich geworden, und — ich war doch eine Frau, viel mehr, als Herr von Stendorf es jetzt meinen mochte, ich selbst es wußte, — auch über den Traum von Liebe und Glück, der für immer verloren gegangen, dahin geschwunden. Aber ich hatte keine Zeit zu den Thränen über verlorene Träume: abermals mußte ich mich zufrieden geben, immer von Neuem den alten Entschluß kräftigen in diesem fortgesetzten Kampfe daß es mir einerlei sein müsse, wer Intendant sei — daß nur die Sängerin mit diesem fertig zu werden habe.

Achtes Capitel.

Am nächsten Tage schon wurde das Repertoire für die Woche geändert. Die kleine Zeller meldete sich plötzlich krank; der Figaro verschwand, um Lucia Platz zu machen, in welcher Oper ich nicht beschäftigt war. Dann wurden die Hugenotten angefangt; nun meldete ich mich krank: es schien mir unmöglich, jetzt diese Rolle unter den Augen des Herrn von Stendorf zu executiren. Es war vielleicht thöricht, so abermals den alten Entschluß mit dem alten Resultat zu krönen, aber ich war doch auch eine Frau! Wie gern schüchtele ich unter diesen Schild, als einem Recht für meine Schwäche. Ist die Persönlichkeit überhaupt zu trennen von dem Veruf? fragte ich mich. Nein, gefand ich mir jetzt. Und dann, dann muß sie sich jenem unterordnen mit ihren individuellen Empfindungen, auch denen einer Frau, schwer wie es ihr auch werden mag, so lange sie das Weib in sich nicht verlegt. Ja, ich mußte Diesem und noch Anderem Rechnung tragen lernen. Ich habe es auch gelernt, später; erst Uebung macht den Meister, das Feuer härtet den Stahl und die Noth lehrt ihn führen!

Der Troubadour trat an die Stelle der Hugenotten; die Leonore war in den Händen der Coloratur-Sängerin. Wieder ging ich leer aus. Die Afrikanerin kam an die Reihe; noch hatte ich die Sclika nicht übernommen; und wieder blieb mir nichts, als Zuschauen oder Zuhören in der Oper, deren meistbeschäftigtes Mitglied zu sein ich mich so leicht genöhnt hatte. Und jetzt wurden die Hugenotten wieder angefangt. Wollte mir Herr von Stendorf seine Macht zeigen, daß ich zu singen habe nach seinem Willen, oder wollte er mir die Arbeit verleihen, von der ich ihm gesagt, sie würde mir helfen im Kampf gegen das Herz?

Out, so sollte er sehen daß auch ich Macht hatte, wenn auch nur über mich selbst: ich wollte die Valentine singen, coûte qui coûte! Leider nur konnte ich diesmal wirklich nicht. Die Aufregung von all dem himmelhochaußenden und auch zu Tode betäubten Leben, dessen süßen Zauber ich mich nur zu leicht hingeeben, der Zwiespalt in meinem Innern, die letzten Scenen mit Raoul, der Kampf und der Kummer hatten mich wirklich krank gemacht. Frau Schulze paradierte anstatt meiner in den Hugenotten — es war ein harter Schlag. Es

lam härter noch, denn auch die Senta, die Gräfin Amabiva wanderten schnell in die Hände zurück, welche sie mir allzu schwer freigegeben: eine Geiseltzeit, durch Erfassung gekommen, hatte sich, unter den hierfür so günstigen Verhältnissen meiner Gesundheit, als nervös bei mir festgesetzt. Was nun? Verzweiflungsvoll sah ich da.

Ruhen, Schonen war das einzige Recept meines Arztes, um nicht für immer das Einzige zu verlieren, was mir geblieben. Ruhen, Schonen, wo der Weg noch so weitab lag von dem Ziel, daß ich mir gesteckt, wo es in die Theater-nachrichten drang, daß Fräulein Walbau, welche die sichersten Hoffnungen für eine brillante Primadonna erweckt, an einem Halsleiden erkrankt sei, das dem on dit zu Folge, wenn nicht ihre Stimme gänzlich ruiniren, doch empfindlich schädigen müsse; ein Hauch nur, aber ein giftiger, genügend, ein unbefangenes Urtheil anzukündeln. Doch ich liebte meinen Beruf, und diese Liebe befehlte meine Kraft. Ich zwang mich zur Ruhe, weil es nothwendig für meine Gesundheit und mein Studium war. Denn ob ich mich auch schonen mußte im Singen, lehi ich vom Studium nicht ab: ich studirte Musik, Auffassung der Charaktere, Kunst, Spiel, Kunst und Sprachen. Und hierin wiederum fand ich, behauptete ich die Ruhe, zu welcher ich mich zwingen hatte.

Wenige Wochen — und ich konnte mich gesund melden, Dank meiner Energie, Dank meiner Arbeit!

Herr von Stendorf als wohlwollender Intendant war erfreut mich wieder hergestellert zu sehen; ich aber hatte, als ich von ihm schied — Tanchen hatte mich auf diesem Gange begleitet — das Gefühl, als sei der Moment gekommen, wo seine Liebe sich in Haß zu wandeln begann, als stände ich auf einem Vulkan, der nur zu bald das Stückchen Erde, das mich trug, unter mir fortzuschleudern würde.

Doch ich hatte keine Zeit für die Träume von Liebe und Glück, für Thränen und Klagen, die jenen nachweinten; ich hatte auch keine Zeit für Bangen und Furcht vor Dem was kommen konnte: es hätte mein Kraft nur geschädigt, das Ziel zu erreichen, das ich mir gesteckt. Ich hatte eben nur den Moment in's Auge zu fassen, so wie er Gegenwart und Zukunft in eines umschloß.

Und der Moment war trübe und warf seinen Schatten auf die Zukunft. Ja, wie wohlwollend war der Intendant, wie gütig — wie klug und wie schlecht!

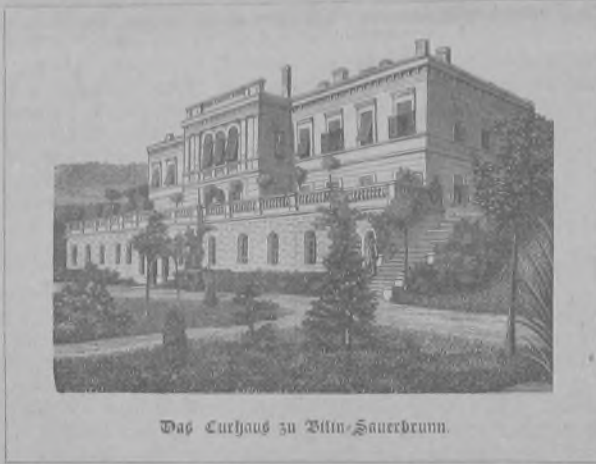
Er setzte sofort den Don Juan an mit mir als Zerline, um mich noch zu „schonen“ — während Frau Schulze die Donna Anna sang, welche man mir längst versprochen. Obwohl mir diese Rolle, die Mozart im Grunde viel einfacher, natürlicher, unschuldiger und darum viel reizender ausgestaltet hat, als sie gewöhnlich gegeben wird, unsympathisch war, that ich mein Bestes, mir selbst und dem Publikum zu genügen; sie fiel nicht schlecht aus, und letzteres nahm mich freundlich auf. Democh fand ein Recensent, neben einigen beistimmenden Worten, daß meine Stimme empfindlich gelitten habe. Jene Befürchtung war eingetroffen, jener Hauch — ob ein Hauch nur — hatte gewirkt mit seinem Gift.

Ich hatte längst gelernt, dergleichen Schläge abzuwehren; wie ich mich aber auch diesem Herrn Recensenten wohlklingend

auf das Angelegentlichste empfahl: meine Goldstücke schienen anderweitig kräftig parirt zu werden. Er blieb bei seiner Meinung, fand es noch einmal und noch einmal; die Zerline fanden es auch. Ja man fand noch mehr: auch daß meine Begabung getäuscht und daß ich doch nur höchstens für die jugendliche Liebhaberin ausreichend sei.

Was ich an Lieblingspartien errungen, wanderte an Frau Schulze zurück. Man gab mir nur unbedeutende Rollen: bald paßten sie schlecht für mich; bald mußte ich sie in Haß studiren, kaum genügend vorbereitet mit ihnen in Scene gehen. Kein Wunder, wenn hier die Kritik ein Recht bekam, lau zu werden, das Publikum mit ihr. Oft genug auch war all mein Mühen vergeblich gewesen: wenn der Abend der Vorstellung kam, meldete sich der Bassist oder seine Frau, oder die kleine Zeller krank; man hatte etwas Anderes bei der Hand und ich hatte den Weg zum Theater gemacht, nur um wieder heim zu gehen. Ueberhaupt spielten mir die Drei — auch die Soubrette war meine Feindin geworden — einen Streich wo immer es ging,

brachten mich um einen Erfolg wo immer sie konnten ohne sich selbst zu compromittiren. Ich bin überzeugt, sie handelten im Einverständnis mit dem Intendanten, ohne sich wörtlich verständigt zu haben. Herr von Stendorf war sicherlich viel zu stolz, für solchen Zweck solche Bundesgenossen zu werben. Ihnen gegenüber bedurfte es ja nur, das Princip des *laissez faire* und *laissez aller* zu adoptiren: sie ahnten seine Wünsche; von ihnen getragen dienten sie ihm und sich selbst, um so eifriger, da ein jeder Dienst seine still-



Das Curhaus zu Wittn-Sauerbrunn.

schweigende Anerkennung für einen neuen gab.

Stillschweigend: denn öffentlich bedauerte Herr von Stendorf, sich in meinen Fähigkeiten geirrt zu haben, die Anfängerin nicht mehr so protegiren zu können wie bisher — doch blieb er immer bereit, Nachsicht zu üben, um mir nicht allen Muth zu nehmen für die Zukunft, welche ja immer doch noch für mich etwas bringen könne. Die Collegen aber, wenn sie auch öffentlich daran glauben, sahen hindurch; in ihren Augen hatte Fräulein Zeller, die jetzt Alles galt bei dem Intendanten, mir diesen einsach weggekapert; sie wünschte mich zu hiltaniren, weil dies nicht ganz leicht gewesen, augenblicklich stand er unter ihrem Zauber, und auch sie beugten sich vor ihr; Niemand nahm sich meiner an; ich war bei Seite gesetzt. Auch in den Gesellschaften des Intendanten erschien ich nicht mehr, er hatte mir seitdem keine Einladung geschickt; ich glaube er wagte das doch nicht.

Und wunderbar ist das Menschenherz! Trotz alledem und alledem — auch dies that mir weh! Gelang es mir auch, immer mehr mich von der Leidenschaft zu befreien, die mich einst erfaßt — die Stelle wo die Fesseln losgerissen waren, schmerzte, wie jede Wunde schmerzt, selbst dann, wenn das, was sie verursacht, sei es eine tödtliche Kugel, eine spitze Nadel oder auch nur ein drückendes Band, von ihr genommen wird. Raoul hatte eben etwas in meinem Herzen berührt: es zitterte noch lange fort, erregt, bewegt in schmerzlicher Erinnerung — in trauernder Sehnsucht nach einst ungekanntem, jetzt liebe wordenem, ewig unerreichbarem Glück!

Das Brunnens-Bad Billn.

(Mit Zeichnungen.)

Zu denjenigen Curanlagen, durch welche die schweren Krankheiten bekämpft werden, gehört Billn oder Billn-Sauerbrunn, in Böhmen, in einer paradiesischen Gegend des Billa-Thales, unterhalb des prächtigen Schlosses der Fürsten Lobkowitz gelegen. Mitten aus dem uralten Eisdälen erhebt sich der Borzen, jener gewaltige Kringsteinfels, der nirgends in Deutschland und Oesterreich seine Gleichen hat.

Die dem Borzen gegenüber liegende Curstätte Billn-Sauerbrunn enthält 4 kräftige alkalische Quellen, genannt: die Josefs-, Karolinen-, Gemein- und Neue Quelle. Die weitausgehendste dieser Quellen sind kohlensaures Natron, schwefelsaures Natron (Sulphat), freie Kohlenäure, kohlensaurer Kalk. An kohlensaurem Natron enthält das

von künstlichen Leben her gewöhnt ist. Ausgespürte Betten, geschmackvoll eingerichtete Zimmer, aus deren Fenstern man eine prächtige, ununterbrochene Aussicht genießt, weil in die Parkseite vorzügliche asphaltirte Terrassen, glänzend sich präsentirende Gärten, Seilzimmer, durch deren Fenster der Luft ein erdiger Heftigkeit einströmt, Parkanlagen, die an Heilbäder erinnern, Alles, wie für das glänzende Badhaus eines Heilbades nicht besuener und eleganter zu bieten im Stande ist, das Billn gibt ein Ensemble von Borzen, die in jedem Bereich im Laufe des zweigedüngelten Jahres nicht länger angetrieben werden. Dazu gesellt sich noch als wesentliche Aemal das herrliche Billner Bäder, welches den Neuen, dem Heil, dem Wagen so nach.



Der Borzen bei Billn.

Billner Wasser 3,36 per Mille, allerdings weniger als Karlsbad oder Teplitz, aber doch sehr bedeutend, und angenehm zu trinken.

Erst seit Einrichtung des neuen Curhauses (siehe Abbildung) im Jahre 1877 wird Billnerwasser häufig an Ort und Stelle getrunken, während es früher nur in Flaschen in alle Welt ging. Katarthalsche Hebel, Stein- und Leberleiden, Nicht sind die Krankheiten, welche das Billner Wasser, als Trank wie als Bad, curirt. In Bezug auf Nict wird die Billner Cur als Ergänzung der Teplitzer betrachtet. Eine sogenannte Curtagz besteht in Billn nicht, da die Frequenz, im Verhältnis zu den vielen anderen Modebädern, noch nicht bedeutend ist.

Dieser Curort gehört dem österreichischen Fürsten Lobkowitz, der die Verwaltung durch seine sogenannte Industrie-Direction führen läßt und mit großen Kosten die schönen Einrichtungen hat treffen lassen. Das Curhaus, ein palastähnliches Gebäude, liegt in schattigen Parkanlagen, es enthält 32 elegant ausgestattete Gastzimmer, Curfalon, Les- und Speisezimmer, im Souterrain die Bäder.

Ueber diese äußerlichen Einrichtungen sagt der bekannte Bäder-Tourist Lucian Perbet: „Der Curgast, der sich in Billn niederläßt, wird auch nicht ein Atom jener behaglichen Bequemlichkeit vermissen, an welche er

thut. Sängerrinnen, deren Hals empfindlich war, haben mich verichert, daß ihnen der Aufenthalt in der weichen, linden Luft von Billn und das Trinken des Billner Wassers an der Quelle so gut gehen habe, daß ihr Kehlloch keiner weiteren Reparatur bedürftig ist.“

Von der Terrasse des Curhauses genießt man eine entzückende Aussicht auf den Borzen, das Vielalab und das reich bewaldete böhmische Mittelgebirge. Schattenreiche Gartenanlagen und Promenaden bilden die nächste Umgebung.

Billn ist ein Stationspunkt der Billn-Bohmer wie der Prag-Duxer Eisenbahn, es liegt 5 Kilometer — ¼ Stunde vom Heilbad Teplitz entfernt und steht mit diesem in directer Verbindung. Verhältnismäßig leicht zu erreichen ist Billn sowohl von Bayern her über Eger, als von Mittel- und Norddeutschland über Chemnitz, Dresden und die Sächsische Schweiz, über Wörth-Plittau-Teischen, über Landeshaas-Trautenau-Minchengrätz und Jungbunzlau oder Hirschberg. Besucher, die über Eger kommen, verlassen die Bahn bei Borzen und fahren mit Omnibus in ½ Stunde nach Billn.

Man kann in Billn sowohl in Gasthöfen (Weißer Löwe, Goldenes Haus) als auch im Curhaus angenehm wohnen.

Reise im nördlichen Congo-Gebiete.

Von Lieutenant **Siegmond Isack.**

(Fortsetzung.)

Unsere für den Transport der Ausrüstungen, Zelte und Nahrungsmittel angeworbenen Bangbarianer — auf jeden kamen 56—65 Pfund Gepäck — leben von Reis und Bananen. In der Kiste findet man sie sehr willig, Alles zu thun, was von ihnen verlangt wird, sobald man aber mit ihnen in das Innere des Landes kommt, lernt man sie als hartnäckig, faul, schamlos und selbst nachlässig kennen. Man mag ihnen alle Tage reine Kleidung geben, am nächsten Tage sehen sie ebenso schmutzig aus wie Tags zuvor. Zum Waschen sind sie nur mit Gewalt zu bringen, wir mußten sie zu dem Zweck in's Wasser treiben. So schmutzig sie aber auch sind, man wird glücklicherweise fast nie Ingezieler auf ihrem Kopfe finden. Sobald doch einer unter ihnen mit so kleinem Gebirge behaftet ist, wird er von seinen Kameraden gezwungen, abgesehen zu bleiben und seinen Kopf zu rasiern; und nicht eher darf er sich wieder in der Gemeinschaft bilden lassen, als bis er wieder im Besitze seines vollen und makellosen Kopfschmucks ist.

Der weiße Commandant theilt in der Regel die schwarzen Burschen in Gruppen von je 14 Mann ein. Jede dieser Gruppen hat alsdann selbst sich einen Hauptmann, genannt „Nyangara“, zu wählen, dem sie dann von Stunde an auf's Wort ohne Widerrede gehorcht.

Die Bangbarianer leiden hier an der Kiste sehr vom Klima. Die meisten der Herrn Stanton bestehenden Bangbarianer kamen — aus dem Gefängnis; man kann sich vorstellen, welche Art Geschöpfe es sind und welch angenehmes Gefühl es ist, sie um sich zu haben, auf sie angewiesen zu sein. Sie strecken wie die Raben, keiner von ihnen hält den Diebstahl für unerlaubt, nur betrachten sie einen ertappten Dieb als einen Freigang. Schon an der Kiste machen sie sich an Kleinigkeiten, namentlich gern an Nähnadeln, im Innern oder öffnen sie die Pöllen, welche sie tragen, rauben, was sie erlangen können und nähren die Wollen wieder zu. Sobald sie sich unbedacht glauben, werfen sie auch wohl ihre Lasten in den Fluß und ziehen vor, mit Brügeln verstraft zu werden, wie man nur Schwarze bestrafen kann, als weiter Abstreifungen auf's Schäffle zu ahnden, so ist Erschießen an der Tagesordnung. Ein Menschenleben gilt hier eben gar nichts. Oft sind die weißen Officiere gezwungen, bei leisen Anzeichen von Meuterei die Aufreißer vor den Augen ihrer Kameraden niederzuschleichen. Es ist das lediglich eine Pflicht der Selbsterhaltung. Sehr gute Schützen, versehen die Bangbarianer selten das Ziel und frähen ohne besondere Feuerangewohnung mit Köbennuß. Darum werden sie von den Eingeborenen sehr gefürchtet, nicht nur ihrer guten Bewaffnung und ihres militärischen Wesens wegen, sondern hauptsächlich, weil ihre Befehlsgeber Weiße sind und man diese hier und da noch für übernatürliche Wesen hält. In den Dörfern freundlich gesinnter Eingeborenen werden die Bangbarianer hoch angesehen; ich habe beobachtet, daß sogar Könige erst den Nyangaras „N Bote“, guten Tag wünschen und erst dann uns Weiße bewillkommen. In solchen Dörfern erhielten sie Nahrung, ohne dafür bezahlen zu müssen. Von uns bestiegen sie alle drei Tage sogenannte große Nationen, „6 Yards Tuch“, sie sind im Stande, für 1 Yarb eine Bananenmahlzeit oder 15 bis 20 Pfund Gohava zu kaufen.

Da die Eingeborenen an der Kiste durchaus nicht dazu zu bewegen sind, mit in's Innere zu gehen, wurde unsere Abreise von Chisanga sehr verzögert, bis sich endlich 60 Leute bereit fanden, unsere Lasten zu tragen, doch wollten sie sich nur fünf Tagelängere von der Kiste entfernen, eine Leistung die wir mit 36 Schilling und einem Eßst. Tuch für den Mann bezahlen mußten. Kurz vor unserer Abreise mußte ich noch einmal nach Loango zurück, um dort Reisebedürfnisse, wie Taus, Fadennadeln, Nichte, Streichhölzer, Tabak einzukaufen. Was für sonderbare Begriffe macht man sich doch in Europa von einer Expedition wie die unserer! Man schickt von dort viele gute Dinge, namentlich Cognac in zinnernen Behältern, welcher bei der Ankunft schwarz wie Zinte ist, und allerlei glänzend untransportable Sachen, die hier verderben und in's Meer geworfen werden. An nützliche Dinge, wie Zelte und Feldbetten, denkt man meistens nicht. Ist es doch vorzuziehen, daß wir nach erhaltener Nachricht, es sei Alles für unsere Expedition bereit, am Abreisepfahz auf „Alles“ vorhanden, ausgenommen das Nothwendige. Von den oben erwähnten Materialien waren in Loango nur geringe Quantitäten zu erlangen, auch in Kabinda nicht, wohn wir sandten: noch weniger Zucker, Del, Pfeffer, Salz, woran es uns ebenfalls mangelte. Auch mit nautischen Instrumenten und den so nöthigen Medicamenten, namentlich Laudanum, Chlorzähne und Schwefel, welche in Loango schwer zu haben sind, da die Kaufleute sie sich zum eigenen Gebrauch von Europa schicken lassen, war es bei uns knapp bestellt; wir besaßen nur wenige krongelochte Pillen, etwas Brechmurg, Chinin, Salben und Pflaster. Die Expedition Brazas war mit all diesen Sachen sehr wohl versehen und wir verdankten der Freundlichkeit der französischen Officiere viele und nützliche Gegenstände. Ebenso waren bei uns Waffen für die Officiere stellen in genügender Anzahl vorhanden, wobei jedoch zu berücksichtigen, daß auch sehr viele Waffen ge- und verbraucht werden; häufig gehen sie beim Durchschreiten von Flüssen verloren, manchmal werden sie durch Feindlichkeit unbrauchbar. Unser ganzes Material an Wassertransportfahrzeugen bestand in

einem einzigen Torfboot, weshalb ich von den Eingeborenen — die Kaufleute erlauben nämlich die Mitnahme ihrer Boote in's Innere des Landes nicht — Kähe ersehen sollte. Fast alle diese Fahrzeuge erwiesen sich jedoch als unbrauchbar; eines derselben schlug schon bei der Abfahrt um und 10 Fuß Wasser wurden dadurch verdraben.

Die Freundlichkeit der Franzosen gegen uns kam ich nicht hoch genug rühmen; als Captain Elliot und ich später in Loango land barielberlagen, schickte uns der Commandant des dort ankommenden französischen Kriegsschiffes täglich zwei bis drei Mal seinen Arzt, einem drohen Mann, der selbst Nachts den Weg zu uns nicht scheute. Er muß bemerkt werden, daß es in dortiger Gegend, und zwar in der Nähe von Landans, nur einen einzigen Arzt giebt. Derselbe ist ein erfahrener, geschickter Mann und nicht allzu theuer. Wir kommt er nie nach Loango, und man ist deshalb gezwungen, sich im Harnack zu ihm bringen zu lassen, eine etwas schwierige Beförderungsart für einen Schwerverkanten, da der Wohnort des Arztes nicht weniger als 90 englische Meilen von Kivu entfernt liegt.

Eine außerordentlich wichtige Rolle spielt auf diesem Theile der Kiste der „Angster“, der Dolmetscher. Seine Wirksamkeit ist oft werthvoller als die Freundschaft der schwarzen Stammeshäupter. Kein Eingeborener möge mit einem Weißen in's Innere zu gehen wagen, wenn der Angster das Mitgehen verweigert. Der Angster verfaßt Fährten, sieht nach Nahrung und Bequemlichkeit für die Leute, erkundigt sich bei den Eingeborenen nach den Namen der Flüsse, Berge und Dörfer. Er ist der Erste, der in ein Dorf hineingeht und König und Volk von der Freundschaft der Kommenden zu überzeugen sucht. Er hat die Streitigkeiten zu schlichten, die etwa zwischen Weißen und Schwarzen ausbrechen. Ein Angster spricht englisch, französisch, portugiesisch und ungefähr zwanzig afrikanische Sprachen, doch kann nicht jeder sprachkundige Eingeborene Angster werden, da den Häuptern eines Volkes das Ernennungsrecht bezüglich dieses „Amtes“ zusteht. Viele Angster sind in ihrer Jugend mit Missionären in Gabun und San Paulo de Loango gewesen und haben sich dort ihre oft mannigfachen Kenntnisse erworben. Gegen welche Leute sind die Angster meistens sehr mißtraulich, sie mühen dieselben nicht gern begleiten, weil sie glauben, daß durch Gründung neuer Factoren ihre Dienste entbehrlich werden. Die Zeit hat bei dem Eingeborenen, selbst beim Angster kein Maß, von den Begriffen lange Zeit und kurze Zeit hat der Eingeborene keine Ahnung; er besenmt gleiche Bezahlung, ob die Reise drei Tage oder drei Jahre dauert, nämlich monatlich drei (20 Loango) in baar, eine Kiste Gin und 1/10 fräshen gutes Tuch. Aber auch von allen Geschenken, die zwischen den Königen und uns ausgetauscht werden, bekommt der Angster seinen Antheil, den die Könige oder Commandanten dann nach des Angsters Wohnort befördern lassen müssen. Der Angster liebt es, seinen Gewinnantheil in Naturenzeugnissen ausgegabt zu erhalten; so sah ich einmal einen Angster aus dem Innern zurückkehren, dessen Gejolge aus achtzehn schwer mit Gummi besetzten Männern bestand, der er einer Factorie verkauft hatte. Gestrauken darf man den Angstern, so unentbehrlich sie auch sind, niemals; sie sind im Stande, ihres Heren Leben für einige Flaschen Rum zu verkaufen.

3. Beginn der Reise. Besuch in Boermanns Factorie in Tchibobé. Kala-Muda-Village und seine Bewohner. Ueber-schreitung des Koude River.

Begleitet von 10 Bangbarianern, einem Koch, einem Diener und dem Angster, fuhren wir an einem Sonntag, Nachmittags 2 Uhr, in dem Torfboot ab und erreichten um 5 Uhr das 10 Meilen (es sind immer englische Meilen gemeint) oberhalb Kubulofstadt gelegene Oerthn Wanga woselbst wir eine einständige Rast benutzten, um Geflügel, Gin und Bananen einzukaufen. Umläufig gelangten wir über eine hier befindliche gefährliche Strömung, die eine Schnelligkeit von 5 bis 6 Knoten die Stunde besitzt, und überderten die ganze Nacht mit Ausnahme von 2 Stunden, in welcher Zeit wir den Leuten Ruhe gönnten und etwas kalten Thee, Fleisch und Brot zu uns nahmen. Morgens 4 Uhr lühten wir dann wieder die Anker und erreichten um 6 1/2 Uhr Tchibobé, woselbst sich die bedeutendste Factorie dieser Küstengegend West-Africas befindet. Ihr Eigenthümer ist der bekannte C. Boermann in Hamburg. Für eine lange Zeit spelteten wir hier zum letzten Male unter Weißen, eine Annehmlichkeit, die noch beträchtlich durch gutes Bier erhöht wurde. Dann ging es um 8 Uhr weiter. Vier Stunden blieben wir auf dem Wasser und landeten dann an einer Lichtung, woselbst wir uns eine auf dem Wege geschlossene Ente brieten und unsere farbige Begleitung Reis kochen ließen. Hier schossen wir viele Krokodile. Leider sind die Krokodile ungemein. Hier sahen wir ein Nilpferd oder Hippopotamus; diese Thiergattung ist sehr selten geworden. Von hier aus kamen wir nur sehr langsam mit dem schweren Torfboot vorwärts, weil die Strömung im Kvufluß des

(Fortsetzung folgt.)

Die Georginen-Flora in Wehlen.

Wenn man von Decaden aus auf dem linken Ufer der sächsischen Schwitz zuwandert, berührt man zunächst Wehlen und den Wehlener Grund. Hier steigen die Ufer des Stroms als nodie Sandsteinwände schroff empor, aber hier liegen auch keine allerliebste Paradiese, und eines der schönsten davon ist die Gartenanlage des weit bekannten und renommierten Georginenzüchters Ludwig Pomjel, Königl. sächs. Hoflieferanten und Inhabers der Preussischen Staatsmedaille sowie verschiedener anderer Auszeichnungen, welche er seinen verdienstvollen gärtnerischen Bestrebungen verdankt.

Ludwig Pomjel besitzt, theils aus berühmten Quellen, wie Siebmann und Bergen. theils aus eigener Zucht, im allgemeinen weniger Sorten oder Varietäten von Georginen der Zahl nach, als andere der bedeutendsten Georginengärtner, aber er hat dafür auch, wie er selbst erklärt, das Princip in's Auge gefaßt, nur die wirklich besten Varietäten weiter zu cultiviren. Während des vorjährigen Floos hat er keine scheinlichen 870 Sorten einer ganz strengen Controle unterzogen, und nur denjenigen eine fernere Existenz gestattet, welche allen Anforderungen im vollen Maße zu genügen vermochten. Es hat sich auf diese Weise sein Sortiment auf ca. 500 Sorten reducirt, während die Knollen der andrerartigen Sorten zu chemischen Zwecken (Vereitung von Zinulin) Verwendung fanden. Seine Abnehmer können daher mit Sicherheit darauf rechnen, nur etwas ganz Ausgewähltes zu erhalten.

Herr Pomjel selbst schreibt: „Da ich mit den bedeutendsten Georginenzüchtern Deutschlands, Englands, Frankreichs etc. in geschäftlicher Verbindung stehe, so war es mit möglich, zahlreiche von diesen geachteten hervorragende Neheiten zu erwerben, wie ich ebenfalls durch langjährige Erfahrung in der Neuzüchtung bereits die günstigen Erfolge erzielt, welche wiederum in anderen Ländern sich schnell Eingang verschafften.“

Die Fortschritte und Errungenschaften auf dem Gebiete der Georginencultur sind wirklich staunenerregend und von Jahr zu Jahr werden Seltenheiten erzielt, welche vor nicht zu langer Zeit in das Reich der Fabelheiten gehörten. Ein Hauptzweck aller Georginenzüchter lenkt sich darauf, doch man Varietäten zu erzielen sucht, welche bereits schon im Juli ihren vollen Flor entwickeln. Während man früher die Geo-

gine als Herbstblume betrachtete, kann man jetzt mit Recht den Georginen den ersten Rang unter den Sommerblumen einräumen.

Es giebt wohl keine Blume — und wer einigermåße Kenner ist, wird dies gern bekräftigen — welche sich durch einen ausdauerndern 3 bis 4 Monate anhaltenden Flor auszeichnet, während hinsichtlich der kaum denkbar mannigfaltigen Farben Zusammenstellung sich keine Blume der Georgine nur annähernd an die Seite zu stellen vermag.

Es ist erwiesen und von einer Menge hervorragender Empfänger, auch aus den Vereinen der Nicotianen und Kunst, bereitwillig anerkannt, daß Herr Pomjel in seiner Cyclus-Auswahl, in seinen geschmackvollen, Liliput- und Zwerg-Georginen wahrhaft prächtigste Serien darstellt, auf die näher einzugehen hier nicht Raum ist.

Aber noch ganz besonders hat sich der vorerwähnte Blumenzüchter von Wehlen dadurch verdient gemacht, daß er Kadetten die Zucht und Pflege der Georginen erleichtert durch Herausgabe einer im Hof-Verlage von Et. von Grambow in Dresden erschienenen Broschüre: „Die Georgine (Tabula). Praktische Anweisung über Cultur, Ueberwinterung, Vermehrung, Samenucht etc. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis 2 Mark.“ Nach einem geschichtlichen Vorwort über die erste Einführung und allgemeine Ausbreitung der Dahlie giebt der lueckige Verfassers genaue Anweisung über: 1. Klima und Boden, 2. das Pflanzn, 3. das Begießen, 4. die Cultur während der Vegetations-Periode, 5. Aufbewahrung und Ueberwinterung der Knollen, 6. Vermehrung durch Knollen und Siedlinge, 7. Wintercultur der Stockrose zur Anzucht von Stecklingsstücken, 8. Cultur aus Samen resp. Neuzüchtungen, 9. Cultur in Töpfen, 10. Geüßes über die neue Einführung einfacher Georginen, 11. über Stürzen der Georginen, 12. über Zucht und Veredlung der Georginen.

Diese Broschüre bildet den zuverlässigsten Führer für Jeden, der sich aus Liebhaberei der Georginen-Pflege und Zucht hingiebt, und wir empfehlen dieselbe zu diesem Zweck der wohlverdienten Aufmerksamkeit, sowie wir auch allen Besuchern der sächsischen Schwitz den freundschaftlichen Rath ertheilen, sich den Genuß eines Besuchs der Pomjelschen Gärtnerei im Wehlengrunde nicht entgehen zu lassen.

Geduld.

Es ist Geduld ein rauher Strauch
Voll Dornen aller Enden
Und wer ihn naht, der merkt es auch
An Hüften und an Händen.

Und dennoch sag' ich: laß die Müß'
Dich nimmermehr verdrängen,
Sei's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn treulich zu beglänzen.

Verpflicht' wird er über Nacht
Dein Hüften Dir belohnen,
Wenn über all' den Dornen laßt
Ein Strauß von Rosenkränzen.

1846 von Wehlen

Mein Wolf.

Eine Geschichte aus Polen von Selurich Ruße.



ehrer Jahre hindurch war ich Erzieher auf einem großen Rittergute in Polen. Eines Tages brachte mir ein Bauerburche einen ganz jungen Wolf. Obwohl unser aller Höfster Smudowski, ein tüchtiger und abergläubischer Mensch, mit ängstlicher Zudringlichkeit mir riet, die Bestie wieder in den Wald laufen zu lassen, kaufte ich dennoch das Thierchen und beschloß dasselbe zu zähmen.

Mein Antel — so nannte ich den Wolf — wuchs tüchtig und fing bald an zu laufen. Sehr gern spielte er mit kleinen Hunden und schien gar kein Gewicht auf die Verschiedenheit ihrer beidseitigen Herkunft zu legen. Die Hundemutter aber, Miana hieß sie, begegnete von Anfang an dem Antel mit feindlichem Mißtrauen, als ob sie die Gefahr, welche ihren Sprößlingen von meinem Jüglinge erwachsen könnte, und da sie bemerkte, daß seine Spiele und Sprünge halb hündischer, halb wölfscher Natur waren, näherte sie sich meinem Wolfe langsam und bedächtig, beroh ihn sorgfältig vom Kopfe bis zu den Füßen, fiel dann mit unbefürchteter Wuth über Antel her und biß ihn dazwischen, daß er jämmerlich zu heulen und zu winseln begann. Aemer Antel, das war die erste Lehre, welche er im Reiche der Civilisation und Cultur erhielt! Ich sann lange und gewissenhaft darüber nach, ob ich vielleicht ein Mittel ausfindig machen könnte, um Wolf und Hund zu veranlassen, feindlich neben einander zu wohnen. Aber war ich nicht ein Thor? Die Wölfchen wollen sich nicht vertragen und leben in Haß und Feindschaft und in Streit und Pader, und ich wollte unvernußtigste Wolfe Thiere lehren, was verständliche civilisirte Wesen nicht begreifen können.

Die Hundemutter Miana wollte in ihrem hündischen Stolze um keinen Preis in der Zeit mit meinem Antel noch etwas zu schaffen haben und duldet ihn nicht mehr in ihrer Nähe. Ich ließ sie ruhig gehend. Die Menschen haben ihren Willen, warum soll ein Hund nicht auch einmal seinen Willen haben? Dann trug ich auch Bedenken, in die Erziehungsmethode einer Mutter mich einzumischen. Eine Mutter, dachte ich, wird es gewiß besser verstehen, ihre eigenen Kinder zu erziehen, als ich, dem zum ersten Male die schwere Aufgabe gestellt wurde, das Lehren- und Erziehernamt an fremden Kindern auszuüben. Aus diesem Grunde legte ich kein Beden ein und webte weder dem Wolfe noch dem Hunde, ganz nach Belieben zu leben.

Obwohl mein Antel jünger war, als die kleinen Hunde auf unserem Hofe, bildeten sich bei ihm der thierische Organismus und die thierische Intelligenz, ganz besonders aber die Fähne, bedeutend früher aus, als bei seinen Freunden und Spielkameraden. Wenn er mit den Hunden spielte, so hüßte er sich zuweilen wie toll auf seine Genossen und gerauschte sie so unarmberzig, daß ihr Gebel weithin zu hören war. Als Antel drei Monate alt geworden, mußten die Spiele zwischen dem Wolfe und den Hunden eingestellt werden, da letztere stets eine blutige und schmerzliche Bekanntschaft mit den scharfen Föhnen ihres jugendlichen Veters zu machen hatten. Das merkten sich die jungen Hunde bald, und so oft sie den Wolf kommen sahen, krochen sie ängstlich in einen Winkel und zogen den Schwanz ein. Antel besser erging es den größeren Hunden; bei jeder Begegnung mit Antel trugen sie ein blutiges Andenken fort. Was Wunder daher, wenn sie niemals an ihm vorüber-

gingen, ohne in fürchtbare Wuth zu geraten, die Zähne zu fleischen und dem ihnen verhassten Wolfe mordgierige Blicke zuzuschleudern.

Wein nicht bloß der alte Förster Smudowski und die Hunde konnten meinen Wolf nicht ausfinden, auch die Diensthoten haßten und verfolgten ihn. Seine größten Feindinnen waren ein altes Fräulein, Tutalowska mit Namen, Hofmeisterin des herrschaftlichen Beschlages, und ihre Annscollegin Marinowska, Secretairin des Säbnerhofes. Dem Fräulein Marinowska pflegte man jedoch in der Regel das Prädicat „Fräulein“ zu verjagen und sie schämte sich „Annsia“ zu rufen.

Weder als die Hälfte der sogenannten civilisirten Leute dürfte wohl den wilden Barbaren nicht unähnlich sein. Man betrachte nur ihren Fanatismus, ihre Lüge, ihre Feindseligkeit und ihren Eigensinn; man erwäge, mit welcher unerschütterlicher Prohlerci sie alle ihre kleinen Vorzüge betonen und herausstreichen. Sollte das Loos der Menschen nicht eigentlich von ihrem inneren Werthe und ihrer äußeren Brauchbarkeit abhängen? So aber müssen sich gute, edle und große Charaktere gefallen lassen, von derartigen Subjecten kritisiert zu werden, welche geistig und sittlich tief unter ihnen stehen.

Mein Antel konnte weder ein Flügler, noch ein übermüthiger Prahlhans, noch ein Pflanzstamm genannt werden, und nichtsdessenungeachtet wurde er überall von Jedermann geflohen und gemißachtet. Deshalb haßten die Menschen meinen Wolf? Erblicken sie in den Schwächen und Fehlern desselben ihre eigenen Sünden und Mängel? Oder war Furcht der Beweggrund? Nach der Sage wurden nämlich in früheren Jahrhunderten die Wölfe als göttliche Wesen verehrt, und wer immer einen Wolf zu beleidigen wagte, den traf ein tödtlicher Bligstrahl.

Wie jedes andere lebende Geschöpf, war auch Antel unter der strahlenden, lebenspendenden Sonne geboren. Ich konnte kein Heimatland und keine Eltern, ich konnte den murmurenden Bach und das dunkle Waldesdickicht, kurz all die stillen, trauten Plätze seiner Kindheit. Aber all diese sonst Jedem so heiligen Sätten hatten die wilden Menschen mit ihren Fährten und Beweiisungen belastet.

Fräulein Tutalowska fiel fast kühnlich mit ihrer ersten Zunge über meinen armen Antel her, und Annsia schloß sich selbstverständlich verpflichtet, ihre besonderen Wahrnehmungen und ihr Urtheil hinzuzufügen. Diese lebenswichtigen Unterredungen beschränkten sich übrigens nicht auf meinen Wolf, sondern erstreckten sich auch auf meine Wenigkeit, den „Hauseheurer“, wie Fräulein Tutalowska mit Veringshabung mich zu tituliren beliebte. So mußten beide, Mensch und Wolf, Verleumdung, Haß und Verfolgung leiden. Nicht meinethwegen, sondern im Interesse meines schwer gekränkten Antel entschloß ich mich, Fräulein Tutalowska die Grundzüge der christlichen Sittenlehre begründlich zu machen. Allein da kam ich schon an; die Dame schaute mich ernst, scharf und überlegen von Kopf bis zu Fuß an und antwortete dann bislig:

„Ein Mann hat unter den Menschen die nämliche Bedeutung, wie der Wolf unter den Thieren. Man kann den einen wie den anderen mit Honig bescheiden, es hilft nichts, der Mann bleibt Mann und der Wolf bleibt Wolf.“

Jetzt wachte ich genug, ich mußte vor Allen mit Ruhe schaffen und in Frieden leben mit Menschen, Sünden und Wolf.

Allmählig entwickelten sich bei meinem Antel sämtliche wilde Triebe, und seine ganze Wolfsnatur trat zu Tage. Velbes rechnetete ihn natürlich Fräulein Tutalowska als schwere Todsünden an, gerade als ob ein Wolf alle polizeilichen Vorschriften, alle Criminalgesetze, alle göttlichen und kirchlichen Gebote kennen und den kleinen Katechismus von A bis Z auswendig lernen müßte. Endlich erreichte ihre Wuth und ihr Haß gegen meinen Pflegebefohlenen den höchsten Grad. Die Sache trug sich folgendermaßen zu:

Antel hatte den ganzen Tag schlafend und träumend auf seinem Lager zugebracht. Ich leitete die Bestie nur einmal und zwar gleich nach Mittag; die Portion bestand stets aus einigen Pfund Fleisch und Knochen und sonstigen Leberbleibseln des Diners. Wenn ich „Antel“ rief, kam er so schnell, als ihn seine Beine zu tragen vermochten, ganz außer Athem noch der Berand gelassen. Er war in der That sehr gefräßig und verschlang manchmal ganze Knochen, so daß ich hin und wieder eine Operation an ihm vornehmen mußte und mittelst einer Scheere die Knochen ihm aus dem Maule ziehen mußte. Im Leben der wilden Wölfe mag eine derartige Prozedur wohl niemals von Nöthen sein, doch mit liebreiche dieselbe den Beweis, daß mein Wolf an seiner täglichen Portion nicht genug hatte. So verhielt es sich in der That, und in Folge dessen ging er offenbar mit sich darüber zu Rathe, wie er seinen Appetit stillen konnte.

Wintter seiner Lagerstätte breitete sich eine große, schöne Wiese aus, ein silberbelles Flüsschen schlängelte sich hindurch, und an seinen Ufern erhoben sich grüne Büsche und überhand Gesträuch. Ich machte die Wahrnehmung, daß Antel wiederholt nach dieser Richtung aufmerksam hindorschickte, und seine Augen funkelten lustigen und mordgierig. Das Geschnar und das Geschnatter, welches von der Wiese herüber tönte, klangen in den Ohren des Antel wie die schönste Musik, wie ein be-

rauschendes, entzückendes Concert; ganze Tage ergötzte er sich daran, während es mir ein Grauel und unerträglich dünkte. Aber bei dem bloßen Hören und Schauen sollte es nicht bleiben; die seligen Gesichte führten ihn vom Wege unsaubriger Träumerei auf den Pfad strafbarer Thaten.

In dem Flüsschen auf der Wiese plätscherten und badeten und schnatterten die Enten, die Schutzbefohlenen des Fräulein Tutalowska und deren Freundin Kaulka Marinowska. Mit mathematischer Berechnung näherte sich mein Wolf dem Flußufer bis auf etwa 800 Schritt, lauschte der lebhaften Unterhaltung der geschwätzigen Enten — vieldeutlich verstand er dieselben auch — lagerte sich im Schatten der Weiden und trollte dann wieder nach Hause. Dies dauerte einige Tage, bis ich Antel hindänglich über die Lebensweise und die Gewohnheiten der Enten orientirt hatte.

Eines Nachmittags machte er sich wiederum auf den Weg und legte sich am Flußufer dort auf die Lauer, wo allabendlich die Enten auf den Ruf ihrer Hofmeisterin aus dem Wasser zu wadeln und nach dem Hofe zurückzulaufen pflegten. Der Ausruf des Fräulein Tutalowska erfolgte, und die Enten, etwa hundert an der Zahl, von einer Seite zur anderen wadelnd, verließen das Wasser und unterhielten sich lebhaft in ihrer Entensprache, worüber weiß ich nicht, aber jedenfalls war das Thema gerade so interessant und bedeutungsvoll, wie jenes, das eine französische parlende Salongesellschaft in Warschau hundertlang beschäftigt. Wilde Enten hätten niemals und unter keinen Umständen die nöthige Vorsicht außer Acht gelassen und ängstlich nach allen Seiten Umschau gehalten, ob nicht ihnen ein Feind anlaufere. Aber wie Wänter galme Hundstuden solche kriegerische Gedanken hegen! Je ganzes Denken und Trachten muß ja darauf gerichtet sein, ordentlich fett zu werden, damit die Menschen sie braten und mit Weißtief zu gessen können. Unsere Enten auf der Wiese hatten Sehen, Hören und Nischen verloren, d. h. sie dachten bei sich: „Fräulein Tutalowska und Annsia Marinowska sehen, hören und riechen ja für uns.“

Antel sah den Enten mit funkelnden, mordgierigen Augen entgegen. Zunächst zählte er sie und hatte gewiß sofort mit Kennerblik die letzte herausgefunden. Dachte er wohl daran, daß er diesen Abend zum ersten Male etwas auf eigene Faust unternahm? Ein Mensch würde vielleicht in einer ähnlichen Lage eine derartige Betrachtung angestellt haben. Plötzlich sprang mein Wolf mit Ulysseschnelle aus seinem Versteck hervor, sah die beste Ente, schleppte dieselbe in das hohe Gras und — ließ es sich gut schmecken.

Ein panischer Schrecken überfiel die Enten, die Zeugen des Raubmordes stießen einen lauten Angstschrei aus, welcher ein hundertfältiges Echo fand. Soweit es ihre schwachen Kräfte nur erlaubten, rannten sie nach Hause und verstopften sich im Stall. Aber auch hier beruhigten sie sich noch keineswegs, sondern machten einen solchen Heidenlärm, daß das sämtliche Friedrich in Angst und Aufregung gerieth, und an Pfau sogar auf's Dach stieg und aus Leibeskräften mit seiner wenig angenehmen Stimme zu schreien anfieng.

Den erschrockenen Höllelärm hörte endlich die wachsame Annsia. Erschreckt rief sie aus:

„Im Gottes Willen, was ist denn passiert? Ich habe doch dem Viehzeug sein Futter gegeben, und die Läder wollen nicht fressen, sondern rennen wie besessenen im Stalle herum.“

Auch Fräulein Tutalowska lief so schnell, als es eben ihre jungfräuliche Würde gestattete, herbei und fragte erstaunt:

„Was giebt's hier? Ach was, Enten sind Enten, haben lauge Federn und kleinen Verstand, einfältige Bestien, und damit basta!“

Jeden Morgen und jeden Abend pflegte die Hofmeisterin das ihrer Obhut anvertraute Federvieh zu zählen. Diesen Abend mußte von einer Revision der Enten Abstand genommen werden. Aber als am folgenden Tage in der Frühe die übliche Zählung vorgenommen wurde, stellte es sich heraus, daß eine Ente fehlte. Fräulein Tutalowska zählte, dann Annsia, hierauf wieder die alte Jungfer, endlich noch einmal Annsia, allein es blieb, wie es war — die Ente war spurlos verschwunden.

Das fürchtbare Verbrechen des Entendiebstahls bildete natürlich das Tagesgespräch in der Küche und auf dem Hofe. Wie gewöhnlich, so kam bei dieser Gelegenheit die Rede auch wieder auf alle Geschichten, über welchen längst Gras gewachsen, und man erzählte, wie viel Hühner, wie viel Böhner u. s. w. crepirt oder gekochten. Endlich ging man zu dem Capitel der Hausdiebe über, sowohl in der Reihe der Menschen als auch in jener der Thiere.

Der Hauptverdacht, den vermeintlichen Entendiebstahl verübt zu haben, fiel auf den Schweinehirten Laurer. Er mußte es gewesen sein, natürlich, da konnte gar kein Zweifel obwalten. Der Kerl hatte es ja sonderbar hinter den Ohren, wenn er auch noch so treuzerzig und schmeichellig ausah. Die alte Jungfer fuhr ihn an, die Annsia schimpfte, der Koch stuchte und wettelte, das Stubenmädchen stichelte, mit einem Wort, Alles lärmte und lobte.

(Fortsetzung folgt)

Sprüche von Adolf Wilbrandt.

Gute Freundschaft.

„Du liebst des Lebens Ernst, und er die Lust;
Wie kann so dauernd Freundschaft sich vereinen?“
Gott, denk' ich, hat's gewollt. Er hat gewußt:
Alein Ernst kann lachen, und sein Lachen weinen.

Unheilbar.

Wie gerne würden sie Vernunft annehme,
Wenn nicht der faßliche Stolz sie ihnen nahm.
Wie gerne würden sie sich schämen,
Doch schämen sie sich vor der Scham.

Lebensregel.

„Neh' auf, mein Sohn! Versuch und über
Verstehen Stand dir und Verlaß.
Ist aber 'frei von Andern!' dein Gehirne,
Dann sei auch frei von andern Sorgen.“

Der Geigerkönig August Wilhelm.

(VON FRIEDRICH)

Professor August Wilhelm ist einer der wenigen großen und zwar einer der größten Meister des Violinspiels auf dieser Erde. Nur Joachim und Sarasate können neben ihm genannt werden. Wilhelm besitzt eine Technik ohne irgendwelche Einschränkung, eine fast beispiellose Herrschaft über das gesamte Ausdrucksmaterial seines Instruments. Sein Ton ist groß und vollendet schön, die Reinheit und Schollkraft seiner fabelhaften Terzen, Sexten, Octaven, Decimen-Doppelgänge, Decimanten etc. sind ohne gleichen. Die Franzosen nannten ihn längst „den neuen Paganini“, aber ein berühmter französischer Geiger, der ihn seiner Zeit in Paris hörte, erklärte, daß er in Bezug auf Technik vielleicht noch bedeutender sei als Paganini; und zwar mit Recht, denn einmal beherrscht Wilhelm eine viel umfassendere Violinliteratur, dann aber auch verschmäht er stets alle sogenannten Virtuosenkünste, immer hat er nur der ersten Kunst als echter Vertreter der Klassik mit der Ruhe und Würde des Meisters gedient.

Schon im Jahre 1874 äußerte Wagner in der Rheinischen Zeitung über Wilhelm's Spiel: „Wilhelm hat eine Höhe der Vollkommenheit erreicht, die keine Unterordnung unter irgend welchen Andern mehr gestattet. Was uns der Künstler an dem Concertabend bot, war absolut vollkommen; seine Technik bewältigt die schwierigsten Terzen, Sexten- und Decimengänge mit müheloser Leichtigkeit, die verwegenen Productionen erscheinen ein leichtes Spiel. Man muß übrigens den Mann bloß sehen, um sofort zu wissen, dieser Mann kann nicht fehlen. Die Sicherheit der Haltung, die Energie der Bogensführung beruhen ohne Weiteres alle ängstlichen Nerven.“ Und ein noch Größerer, Richard Wagner, welcher, obgleich viel älter an Jahren, Wilhelm eng befreundet war, erklärte nach dem wunderbar schönen Vortrage der Chaconne von Job. Sebastian Bach bis zu Brhmsen genügt: „Neben kann ich nicht, lieber Wilhelm, aber Sie müssen fühlen, welchen Eindruck Sie auf mich gemacht haben! Es ist das Erhabene, was mir in der reproductiven Kunst noch vorgekommen ist.“

Der erste Musikkritiker Süddeutschlands schrieb über Wilhelm's Spiel in der Oberrheinischen Zeitung: „Seine Größe liegt in der Wiedergabe erster klassischer Meisterwerke. Wer das Beethoven'sche Violinconcert von ihm hörte, der muß sofort die Ueberzeugung erlangt haben, daß W. vor Allen für diese hohe Kunstgattung wie geschaffen ist. Eine unerschöpfbare Technik in höchster Vollendung, blendende Reinheit, stimmungsvolle Färbung, Octaven u. s. w. — Alles dieses schrumpft zusammen vor seiner grandiosen Auffassung und Noblesse seiner Phantasie, und eben nur bei einer solchen Ausführung treten die prächtigen Schönheiten dieses Kunstwerkes in ihrem ganzen Zauber hervor.“

August Wilhelm, geboren 1845 in Hüngra (Nassau), entstammend einer echten Künstlerfamilie, wenn auch seiner Väter von „Beruf“. Sein Vater, ein großer Künstlerkennner und hervorragender Violant auf der Violine, ist der königlich preuss. Obergerichtsrath Dr. jur. August Wilhelm zu Hüngraheim am Rhein, Geiger der geistlichen und römischen Kapellen des gelegenen Rheingraus. Wilhelm's Mutter

Charlotta geb. Petra, entstammend einer gebildeten Künstlerfamilie, war Schülerin von Frederick Chopin und hatte Vorlesungen zu Paris.

Die Kunst spielte stets in der Familie Wilhelm eine große Rolle und mit ihr auch die weitverbreitete Künstler, welchen das gottbegnadete Wilhelm'sche Haus stets offen stand und steht. Es gibt wohl auf musikalischem Gebiet der letzten vier Decennien kaum eine Gattung, welche nicht schon für längere oder kürzere Zeit die Aufmerksamkeit der Familie gewiesen hätte. Doch ein solcher andauernder Umgang mit Kunst und Künstlern, und zwar mit den berühmtesten derselben, außerordentlich anregend auf den Gehirne begabten August wirken mußte, ist selbstverständlich.

Als Lehrer im Violinspiel gab ihm sein Vater den herzoglich nassauischen Hofconservator Genob Hübner zu Wiesbaden, der die musikalischen Anlagen des Knaben in ungewöhnlich kurzer Zeit zu einer gewissen Reife brachte. Als Dreizehntägiger anfangs der fünfziger Jahre zum Besuche in dem Wilhelm'schen Hause wollte und den Knaben hörte, war sie von seinem Spiele so entzückt, daß sie ausrief: „Du wirst mal der deutsche Paganini werden.“

August Wilhelm trat zum erstenmal am 8. Januar 1854 auf. Er zählte damals erst 9 Jahre. Es war dies in Ludwig a. d. Ruhr in einem Concerte zum Behen der Armen dieser Stadt. Eine noch glänzendere Probe seiner Fähigkeit legte er als zehnjähriger Knabe im Volkstheater zu Wiesbaden in einem Concerte vor einem glänzenden hiesigen Publikum ab, das ihn glänzend auszeichnete.

Solche Erfolge hätten wohl manche andere Eltern veranlaßt, den Sohn als musikalischen Wunderkud heranzuführen zu lassen; denn wäre er wohl für die höchsten Ideale der Kunst, welche er erreicht hat, für immer verloren gewesen. Wilhelm's Vater wollte überhaupt keinen Berufsmusiker aus seinem Sohne machen, er hatte den auch im Uebrigen sehr gut beanlagten Knaben für die Weidmannslaufbahn bestimmt und nur durch Bitten und Drängen seiner Familie und Freunde, besonders August's selbst, ließ er sich bewegen, seinen Sohn zu Altmüller Franz List nach Weimar zu bringen; von dem Urtheile dieses competenten Richters sollte die Berufswahl abhängig gemacht werden. List, welcher den jungen Virtuosen auf dem Clavier begleitete, war so überzeugt von dessen Vortrage, daß er ausrief: „Und da konnte man noch über Ihren Beruf schwanken?! — Die Kunst ist Ihnen angeboren —“



August Wilhelm.

Sie sind so sehr für die Geige prädestinirt, daß dieselbe für Sie hätte erkunden werden müssen, wäre sie nicht dagewesen! Arbeiten Sie fleißig weiter, die Welt wird von Ihnen reden, junger Mann!" — Einige Tage später fuhr List selbst mit ihm nach Leipzig, wo er ihn dem berühmten Ferdinand David mit den Worten zur weiteren Ausbildung übergab: „Hier bringe ich Ihnen den zukünftigen zweiten Paganini, sorgen Sie für ihn.“

August Wilhelmj wurde bald die Herde des Leipziger Conservatoriums, wo er von 1861—1864 studirte und neben Ferdinand David Novis Hauptmann und Ernst Friedrich Richter seine Lehrer in der Musiktheorie waren; später in Wiesbaden der Symphoniker Jondani Raff. — Bei Gelegenheit einer Prüfung des Leipziger Conservatoriums, am 9. April 1862, erregte Wilhelmj Sensation mit dem Vortrage des so ungemüth schwierigen Concert pathetique (Fis-moll) von Ernst. Am 24. November desselben Jahres fand sein erstes Auftreten im Gewandhausconcerte statt. Er spielte das „Concert in ungarischer Weise“ von Joseph Joachim und erregte einen Enthusiasmus wie ihn die ehrwürdigen Räume des Gewandhauses wohl selten erlebt hatten. —

Es sei hier eingeschaltet, daß sich bald zwischen Ferdinand David und August Wilhelmj das freundschaftlichste Verhältniß herausbildete, welches sich zu einem verwandtschaftlichen erweisen sollte. Wilhelmj lernte im Hause David's dessen Tochter, die Freiin Sophie von Liphart kennen, welche am 29. Mai 1866 seine Gattin wurde.

August Wilhelmj's erste Kunstreise führten ihn 1865 in die Schweiz und nach Holland. Im Jahre 1866 finden wir ihn bereits in London, wo er durch den Einfluß der Jenny And am 17. September 1866 in einem der großen Concerte Alfred Nello's im königlichen Coventgarden-Theater auftrat und das Publikum in die Zeit des ersten Erscheinens Nicolo Paganini's zurückversetzte. Auf den 20. Januar 1867 fällt sein erstes Auftreten in Paris. Er stellte sich dortselbst acht Tage nach seines älteren Freundes Joseph Joachim's Altmirung in einem der berühmten Concerts populaires von Rossolop dem Concertpublikum vor und erregte thatsächlich durch sein Spiel ein solches Aufsehen, wie dies bis dahin in Paris noch nicht erlebt worden war.

Im Herbst desselben Jahres führte ihn der junge Meister in Italien ein. Seine wunderbaren Leistungen in der klassischen Musik hatten ebenfalls zur Folge, daß ihn die „Società di quartetto“ in Florenz zum „Protector“ ernannte.

Im Januar 1869 veranlaßte eine Einladung der kunstverständigen Großfürstin Helena Pawlowna sein Erscheinen in St. Petersburg, wo er im Palais Michel mit Hector Berlioz und anderen Celebritäten zusammenwohnte und Verloz zu dem Aussprache begiehrte: „Niemand habe ich einen Geiger mit einem so'd eminenten, bezaubernden und edeln Tone gehört als August Wilhelmj — ich gestehe, seine ganze Art und Weise hat etwas Phänomenales!“

Wilhelmj feierte bei dem musikalisch gebildeten, aber ebenso musikererhöhten Publikum der Newstadt die gleichen grandiosen Triumphe wie vorher in London und Paris. Der Kaiser Alexander II. verlieh ihm den St. Stanislaus-Orden.

Von nun an sehen wir den deutschen Geigerkönig rastlos auf Reisen, bald in der Schweiz, Frankreich, Belgien und Holland, bald in England, Schottland, Irland, bald in Norwegen und Schweden. In letzterem Lande erhielten seine ersten Erfolge noch dadurch ein Relief, daß er in Stockholm zum Ehrenmitgliede der königlich schwedischen Akademie ernannt und durch Ordensverleihungen, Ueberreichung eines Ehrendegens u. c. gefeiert wurde.

Seine erste große Concerttournee durch Deutschland fällt in den Winter 1872/73. Seine Debüts am 22. October 1872 in der Berliner Singakademie und am 23. März 1873 im großen Musikvereinssaale zu Wien waren musikalische Ereignisse.

Die folgenden Jahre bis 1877 verlebte Wilhelmj meist in England, wo er die Wagnerconcerte zu Stande brachte, sogar die Reise des unselbständigen Meisters nach London veranlaßte, unter dessen Oberleitung er bei den „Wagnerfesten“ in der Albert-Hall das aus zweierhundert Musikern bestehende Orchester führte. Diese Propaganda Wilhelmj's für Richard Wagner in England war seine Thätigkeit bei den Vorträgen Bühnenspielen schon vorangegangen. Es war nämlich seine kleine Ehre, von Richard Wagner, welcher sein Nibelungen-Orchester aus den hervorragenden Instrumentalisten Deutschlands bildete, zu den Functionen eines ersten Concertmeisters in dieser Eliterversammlung von Künstlern auserwählt zu werden. Mit welchem Verständniß Wilhelmj in dem Wagner'schen Genius aufging und mit seiner „Volter-Fiedel“ die Orchestermassen zum Siege führte, ist bekannt. Richard Wagner nannte ihn in den klassischen Versen, welche mit dem Sage: „Volter der Fiedler ward mit neu“ beginnen, seinen „Nibelungen-Mustaceifer“, den „Ergfried unter den Geigern“.

In London begegnete wir Wilhelmj auch als Solisten in den großen Krystalpalast-Concerten von A. Wagners, welchen seine iliaestrische Mitwirkung eine bedeutende Anziehungskraft verlieh.

Im Frühjahr 1878 folgte er einer Einladung der Societä di quartetto in Mailand, welche ihn zum Ehrenmitglied ernannte.

Damals wollte Strakosky mit Adeline Batt in der Lombardendstadt. Er hörte daselbst zum ersten Male Wilhelmj und bot ihm einen Vertrag nach America an, der so verführerische Bedingungen enthielt, daß

Wilhelmj einschlug, und bereits im September desselben Jahres enthielt sich der deutsche Geigerkönig in der „Steinway-Hall“ zu New-York die Amerikaner. Von Stadt zu Stadt vermehren sich auf seinem Zuge durch den Norden und Süden der neuen Welt seine Triumphe. Nach Ablauf seines Vertrages mit Strakosky bildete er aus eigenen Mitteln ein Orchester, mit welchem er seine amerikanischen Reise wiederholte. Er fand auch diesmal wieder ausverkaufte Häuser und überall eine begeisternde Aufnahme. In vielen Städten wurde er zum Ehrenbürger ernannt.

Nun begab er sich nach Neuseeland und Australien, auch dort mit seiner deutschen Kunst die Herzen erobernd. Dann reiste er nach Wien und kehrte im Juli 1882 zu seiner Kamille zurück. In seiner prächtigen Villa „Haus Wilhelmj“ bei Mosbach-Wiebach am Rheine hat er die zahlreichen und werthvollen Sammlungen geborgen, welche er von seiner Reise um die Erde heimbrachte. Daß er nicht wie mancher andere Künstler nur „Concertsäle“ auf seinen Reisen suchte, sondern seine Intereße allem Beachtenswerthen, sei es auf den Gebieten der bildenden Künste oder der Wissenschaften zuwendete, das wird Jeder empfinden, der ihn von seinen Reisen erzählen hört, wobei indess seine Bescheidenheit niemals der eigenen künstlerischen Triumphe gedenkt.

Sein erstes Weberauftraten nach der Rückkehr von der Weltreise fand am 15. December 1802 in dem ihn zu Ehren festlich hergerichteten großen Saale zu Wiesbaden statt. Das Saal- und Galleriepublikum gedrängt füllende Publikum begrüßte stehend den sieggeliebten deutschen Meister, es brach in lauten Jubel aus, als die imponirende Gestalt mit dem genialen Beethovenkopfe, die völkerverbindende Fiedel unter dem Arme auf dem Podium erschien, das Orchester intonirte eine Fanfare — es war ein Moment echt deutscher Welthe und Begeisterung.

Nun begannen wieder die rastlosen Concertreisen. Im Winter 1882/83 hatte Wilhelmj kaum Zeit, allen Concerteinstellungen aus Deutschland und Holland nachzukommen, welche er bei seiner Ankunft in Mosbach in Briefen und Doppelchen vorand. Den ganzen Winter 1883/85 concertirte er in Deutschland und der Schweiz, 1884/85 folgte er ehrenvollen Einladungen nach Scandinavien und Rußland. Seine Reisen gleichen wieder künstlerischen Triumpfhügen. Im Winter 1885/86 besuchte er wieder und fast ausschließlich Rußland, woselbst er auf's Neue die größte Begeisterung erregte.

Nachdem der Geigerkönig in jeder der größeren Städte der russischen Ostseeprovinz und Finlands Concerte gegeben, besuchte derselbe Anfang Februar wiederum St. Petersburg. Das russische Kaiserhaus hatte ihm die alte Sympathie bewahrt. Sobald die Kunde von seinem Wiedererscheinen nach St. Petersburg gedrungen, brachte ihm der Telegraph die Einladung Ihrer Majestät der Kaiserin zur Mitwirkung in dem großen patriotischen Concerte zum Besten der russischen Schulen am 7. Februar neuen Stiles. Wilhelmj erregte in diesem Concerte, dem der gesammte russische Hof und die ganze Petersburger Aristokratie behauchte, noch größeren Enthusiasmus als vor achtzehn Jahren.

Wilhelmj begab sich darauf nach Sibirien. Ganz ungewöhnliche Triumphe feierte er in Kiew, wo ihm die Studenten nach seinem ersten Concerte eine Ovation vor seinem Orte brachten. Von da begab er sich nach Odessa, wo ihm eine gleich begeisterte Aufnahme erwarrete.

Außerdem ließ er in folgenden sibirischen Städten vor Oren seine Zauberkünste erllingen: Kischeneß, Elisabethgrad, Kremenetschug, Nikolajew, Kollawa, Charloff, Taganrog, Nowo-Tscherkass, Rostow am Don und Wladikawka. Von da begab er sich auf Einladung eines bekannten wulstischen Fürsten nach Diksis, Waku und Kurais, und schiffte sich in Watum nach Constantinopel ein, wo ihm die deutsche Colonie eine enthußialische Aufnahme vorbereitete. Vor seinem ersten Concerte spielte er im Palaste des Sultans vor dem Großherrn.

In Bulgaree endete diese Hiesensournee. Bei all seinem unermüdlichen Fleiße, bei all seinen itapagosien Reisen hat Wilhelmj seine ganze jugendliche Frische, seinen sprudelnden Witz, sein kindlich heiteres Gemüth bewahrt, das ihm und Anderen das Leben versüßt. Er besitzt keinen Künstlerdünkel, keinen Künstlerneid. Kommen die Stunden der Erholung, dann genießt er fröhlich mit und weiß durch seine urkomischen, geradezu klassischen Einfälle die Gesellschaft oft Stundenlang in heiterster Laune zu erhalten.

Sein häßliches Haus am Rheine birgt gleichzeitig die von ihm vor einigen Jahren gegründete Hochschule für Violinspiel, welche bereits in verschiednen sehr besuchten Concerten überraschende Proben der Leistungen ihrer Eleven abgelegt hat. Diese, darunter solche aus den fernsten Ländern, welche Wilhelmj auf seiner Weltreise berührt selbst eine kleine neunjährige Australierin (ist darunter), wohnen im Hause selbst und sind gleichsam als Glieder der Familie Wilhelmj angesehen. Seine Unterrichtsstunden können kein akademisches Viertel, sie haben neunzig bis hundertundzwanzig Minuten, wie die Schüler behaupten. Diese hängen in größter Verehrung an dem Meister, dessen Geist sie befeht. An der Gemälden des Meisters, welche unermüdlich aus das Körperliche und geistige Wohl der Zöglinge bedacht ist, hängen Alle mit dankbarem Herzen; durch sie ist ihnen das Elternhaus ersetzt, die Fremde zur Heimat geworden.

Es sei schließlich hier noch angeführt, daß Professor Wilhelmj sich auch als Componist für sein Instrument, für Gesang u. c. und durch zahlreiche Transcriptionen einen klangvollen Namen gemacht hat.

Für's Haus.

Kräuterrippe. Man nehme möglichst junge Brennnesseln, Gundermann, Schafgarbe, Pimpinelle, Trisulnabe, Frauenfresse, Gartenfresse, Gänsebläue, Waldmeister, Saureampfer, Vortutal, Körbel, auch Garten- und junge Feldweide (melde) kann man hinzufügen. Die sorgfältig verlesenen und durch Abwässeln mit Wasser von etwa anhaftendem Sande gereinigten Kräuter werden schnell abgetrieben, in Wasser zerhackt und durch einen weitläufigen Durchschlag getrieben. Die so gebildete Suppe wird mit Wehl und Butter eingekramt, mit Eigelb abgezogen und mit einigen hineingefügten ganzen Eiern und in Butter gerösteten Schnittchen von Roggenbrot aufgetragen.

Bäder von Weisshofen. Um farbige weisse Wäsche zu waschen, wird in einem Eimer Wasser (Eisenwasser) in lauwarmem Wasser gelöst, das betreffende Stück hineingelegt und längere Zeit ruhig darin gelassen, damit der Schmutz sich lösen kann. Sodann wird das Stück in dem Eisenbade auf und ab bewegt (gestoßt), aber niemals gerieben, weil diese Art der Behandlung den Stoff unbedenklich verfilzt. Das Stücken der Waare wird so lange sorgfältig, bis das Eisenbad schaumig (heißt), was ein Zeichen ist, daß die Seife den Schmutz gelöst hat. War das Kleidungsstück sehr schmutzig, so wird das erste Bad nicht genügen, sondern ein zweites, frisches Eisenbad angefertigt und dieselbe Vorarbeit wiederholt werden müssen. Sobald das Kleidungsstück von Schmutz befreit ist, wird dasselbe erst in reinem, lauem Wasser und sodann nochmals in kaltem gespült, um alle Eisenreste — welche den Stoff gelb machen würden — zu entfernen. Weisser Wollentwurf wird genau ebenso, aber heiß gewaschen. Besonders widerstandsfähige Felle, Schweißränder zc. färbt man mit etwas dicker Seife ein, bevor man das Eisenbad erneuert. (Waldoff's „Mittheilungen für Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“.)

Heber Beerenobstzucht am Spalier macht ein praktischer Gärtner in den Frauenborfer Wäldern folgende Mittheilung: Seit ungefähr 10 Jahren werden Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeeren bei mir im Gemüsegarten am Spalier gezogen. Von Stachelbeeren habe ich mir zuvörderst aus Stecklingen niedrige Büschchen gezogen; dieselben dann etwa 60–70 Cm. auseinander an's Spalier gesetzt, das ungefähr eine Höhe von 1½ Meter hat. Hieraus wurden die Weiden mit schwachen Fädenruthen federartig angebunden, so daß sie das Spalier gleichmäßig bedeckten. In jedem Februar oder spätestens Anfang März werden die Stachelbeerbüschchen so unter der Schere gehalten (wozu ich meine Hofscheere benutze), daß das ganze Spalier im Frühjahr und Sommer einer grünen Wand gleichet. Diese Anlage gefüllt nicht nur ihres schönen Aussehens wegen jedem Gärtner und Gartenfreunde, sondern ich habe auch vordem nie so große und schöne Stachelbeersrüchte geerntet, wie jetzt am Spalier. Um reiche Früchte zu erzielen, schneid man im Februar um das Stämmchen den Boden beinahe zu, ohne die Wurzeln zu verletzen, legt über dieselben etwas Kuhdünger und deckt den Boden wieder darüber; doch muß man bis zur Reife der Beeren, wenn es sehr trocken, das Vieh nicht vorgehen. Das Spalier erleidet, besonders bei Stachelbeeren, auch das Abnehmen der Früchte. Wie mit den Stachelbeerbüschchen, verfähre ich ähnlich auch mit den Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeersrüchern. Wird mir bei Stachel- und Johannisbeeren das Holz zu alt und werden auch die Weiden zu hart, was nach einigen Jahren geschieht, dann schneide ich immer das älteste Holz wieder aus, um längere Hauptstämme zu bekommen; dadurch bleibt die Ertragsfähigkeit des Beerenobstes ziemlich gleichmäßig und habe ich nie über eine Mißernte zu klagen, wenn nicht etwa Frost den Wäldern schadet; wöhligenen den anderen Anlagen die kleine Stachelbeerreape und Wutschilblaus oft großen Nachtheil bringen.

Allerlei Heiteres.

Gnomo in Gerichtsfilien. Daß das heitere Element in den ersten Hallen der Themis noch nicht ausgestorben ist, zeigen folgende Fälle aus Wiener Gerichtsfilien: 1. Der Hausbesitzer Wenzel Labus ließ an der Thür seines Hauses in mehreren Exemplaren folgendes Placat anbringen: „Schuß dem Gewerbe! In diesem Hause ist jedes was immer geartete Hausfremde strengstens verboten. Jeder Hausbewohner ist berechtigt, im Betretungsfalle die Waare zu vernichten. Wenzel Labus, Hausbesitzer.“ Dieser Placat erregte indessen bald die Aufmerksamkeit der Sicherheitsbehörde, welche die Placate entfernen ließ und sie der Staatsanwaltschaft übergab. Dem energischen Herrn Labus wäre sein Schuß für das Gewerbe um ein Paar Thaler zu stehen gekommen, da die energische Verlautbarung von der Polizei wegen Vergehens gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung inermittirt wurde. Indessen fand die Staatsanwaltschaft schließlich, daß ein solches Vergehen nicht vorliege, „weil jeder vernünftige Mensch einzusehen vermag, daß der Hausbesitzer nicht berechtigt ist, seinen Partein eine Erlaubnis zur Vernichtung fremder Waaren zu geben, also auch nicht bestimmt werden konnte, von einer dergleichen Erlaubnis Gebrauch zu machen“. Da aber von dem Placate keine Exemplare abgegeben worden waren, auch auf demselben der Name des Buchdruckers Joseph Klambauer fehlte, so waren Herr Klambauer wie Herr Labus vor dem

Bezirksgerichte Allergnädig der Uebertretung gegen das Verbot ausgesetzt. Der Richter Dr. Gempere verurtheilte Ersteren zu 20 fl., Letzteren zu 5 fl. Geldstrafe. — 2. In der Festschrift der Frau Sophie Leberer, Schöneringer Nr. 6, wurde kürzlich von Bezirksgerichten eine Anzahl von Prädikationen hinsichtlich Inhabit selbst aus, da Frau Leberer nur zum Verleufe von anderen Prädikationsarten berechtigt ist, gegen sie die Auflage wegen Uebertretung des § 28 des Verbotsgesetzes erhoben. Sei der vor dem Bezirksgerichte Allergnädig (Richter Dr. Gempere) kürzlich stattgehabten Verhandlung wurden die letzteren, sehr lächerlich ausgelegten Prädikationen, die meist schändliche Uebertretungen enthielten, zur Verlesung gebracht. Einem dieser „Locumtenens“ beispielweise enthielt die Ermahnung zum Ritter des „Schützengewand“ und war von der „Generalschreibenskommission der Weichselniederung“ unterzeichnet, die in Hohenheim ihren Sitz hat. „Töchter Oheim,“ so heißt es in der Inschrift, „brühet aus einer reichen auf dem Schilde zu tragenden Medaille, für deren Beschaffung Sie, verehrte Herr, wohl selbst Sorge tragen werden.“ Der Vertreter der zur Verhandlung präsentisch nicht erschienenen Angeklagten, Dr. Petrus, machte geltend, daß diese barbares Prädikationen als ein Verbrechen für den gefälligen Verleher und die Unterhaltung eines großen Theils des Publikum, unter die Ausnahmen der eivilen Verantwortlichkeit zu subsumieren sein. Der Richter schloß sich dieser Anschauung nicht an und verurtheilte Frau Leberer zu drei Wäldern Geldstrafe.

Im modernen Theater geht es nicht Wäldern, aber die hohen Damenhüte sind diejenigen, über die man am wenigsten hinwegsehen kann.

In einer kleinen Stadt. Kritiker zum Theaterdirektor: Retz, für ein so niedriges Donorar kann ich nicht als bei Ihnen keine Gastrollen geben. Direktor: Wie? Kann ich nicht spielen. Kritiker: Sie doch die hiesigen Verhältnisse gekannt auch in Veracht! Kritiker: Bah, Verhältnisse — als ob ich der solche anknüpfen würde!

Spiele und Denkaufgaben.

Schach.

(Redigirt von J. Windisch in Leipzig.)

Aufgabe Nr. XIX.

Von Dr. Ernst Baran in Würzburg.

SCHWARZ.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XVIII.

1. L. d1—f3 d5—d4
2. T. e1—e4 e6—d5
3. L. f3—g2 d5—e4:
4. L. g2—h3 ♚.

Reithmograph von Wihl. Branke.

	1	2	3	4	5
	6	7	8	9	0
	1	2	3	4	5
10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27
28	29	30	31	32	33
34	35	36	37	38	39
40	41	42	43	44	45
46	47	48	49	50	51
52	53	54	55	56	57
58	59	60	61	62	63
64	65	66	67	68	69
70	71	72	73	74	75
76	77	78	79	80	81
82	83	84	85	86	87
88	89	90	91	92	93
94	95	96	97	98	99
100	101	102	103	104	105

1. eine Münze, 2. ein Gericht, 3. ein Raum der Revolution,
4. eine europäische Hauptstadt, 5. eine preussische Stadt, 6. ein Unions-

